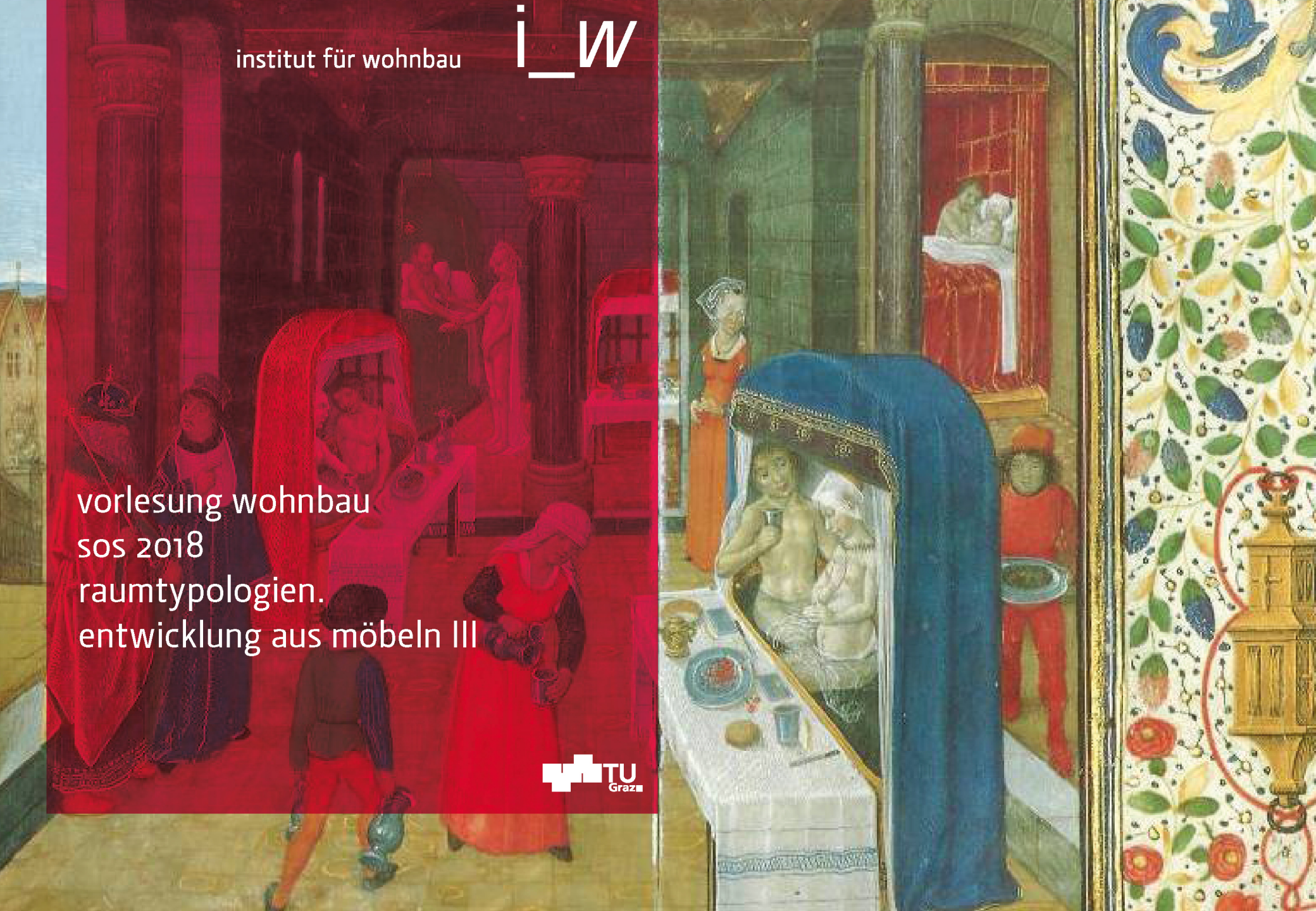
institut für wohnbau

i_w

vorlesung wohnbau
sos 2018
raumtypologien.
entwicklung aus möbeln III



TU Graz

ist es das islamische Bad, dessen Wert erkannt wird; auch das Dampfbad im Haus, das von ungefähr 1830 an durch das ganze Jahrhundert propagiert wird, die Dusche, das Sonnenbad tauchen nebeneinander und nacheinander auf. Lange und unentschieden ging der Kampf hin und her, welcher Typus sich endgültig durchsetzen würde, bis schließlich das Wannenbad eindeutig Sieger blieb.

Der heutige Typ des Bades, das Wannenbad, ist eine Mechanisierung des primitivsten Typs. Es gehört in das Gebiet der äußeren Abwaschung. Die Badewanne wird als erweiterte Waschschüssel aufgefaßt. Allerdings hat keine frühere Zeit das Bad so selbstverständlich als zum Schlafzimmer gehörig betrachtet wie die unsere. Jeder seiner Bestandteile ist das Ergebnis einer langwierigen Mechanisierung, und so ist es zu erklären, daß das Badezimmer mit fließendem Wasser erst gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts aufkam und erst in der Zeit der Vollmechanisierung, zwischen den beiden Weltkriegen, zur Selbstverständlichkeit wurde. Das ändert nichts an der Tatsache, daß das Wannenbad ein primitiver Typ ist, wie er etwa in Kreta um 1800 bis 1450 v. Chr. zu finden ist, ehe das griechische Gymnasion entstand.

In der Glanzzeit des letzten Matriarchats, in der minoischen Kulturepoche, finden sich Wannenbad, Kanalisierung und Wasserklosett. Dank der unermüdlichen Ausgrabungsarbeiten von Arthur Evans haben wir bessere Einsicht in diese Frühperiode als etwa in die Entwicklung des griechischen Gymnasion. Die bemalte Wanne aus gebranntem Ton, die Evans im Palast von Knossos auf Kreta wieder zusammensetzte und die im Gemach der Königin stand[2], belehrt uns, daß dieser Typ des Bades, wie viele andere minoische Gebräuche um 1250 v. Chr. von den Griechen der mykenischen Periode übernommen wurde. Jene kretische Wanne in ihren bescheidenen Dimensionen entspricht der Beschreibung des mykenischen Bades, wie die homerischen Helden es benutzten. Wenn Homer rückblikkend (um 800 v. Chr.) ausführlich die Badezeremonie beschreibt, wird das Bad immer als Mittel »gegen geistentkräftende Arbeit«[3] bezeichnet. Entspannung, nicht Reinigung steht hier im Vordergrund.

Auch Meerbäder wurden aus dem gleichen Grund genommen. Dieses Ziel, Entspannung, ist grundlegend für die Auffassung der Antike. Im frührömischen Haus – wie dem des älteren Scipio – lag das Wannenbad im Erdgeschoß, wo Warmwasserheizung und Kanalisierung verbunden waren. Etwas wehmütig moralisierend beschreibt Seneca – aus der Zeit Neros zurückblickend – in seinen Episteln die einfache Lebensweise und das festungsähnliche Haus des Scipio, dessen Lichtöffnungen so schmal waren, daß das Bad nahezu im Dunkeln lag.

Als die Thermen im ersten vorchristlichen Jahrhundert öffentliche Einrichtungen werden, verliert das isolierte Wannenbad seine Bedeutung. Ungeheure Marmorwannen und eingebaute Bassins mit kaltem und warmem Wasser standen in

ten unterbrochen wurden. Auszüge davon wurden gelegentlich einer Ausstellung *Das Bad im Kulturganzen* in *Wegleitung des Kunstgewerbemuseums der Stadt Zürich*, Nr. 125 (Zürich, 1935) und in »Das Bad als Kulturmaß« in *Schweizerische Bauzeitung* Zürich, Juli 1935, veröffentlicht.

2 Arthur Evans, *The Palace of Minos at Knossos*, London, 1921-35, 4 Bde., Bd. 3, S. 385, Abb. 256.

3 *Odyssee*, X, 358ff.

den Heißlufträumen römischer Bäder. Die islamische Kultur hat das Wannenbad nie angenommen. Der Orientale empfand es als unappetitlich, in seinem eigenen Schmutz zu baden.

Regeneration in der Antike

Das griechische Bad kann nicht aus dem Zusammenhang gerissen werden, in dem es seinen Sinn erhielt. Es ist untrennbar mit dem Gymnasion, dem erzieherischen Mittelpunkt der Hellenen, verknüpft[4]. Das griechische Baden war sehr einfach und bestand in der Hauptsache aus kalten Duschen, Übergießungen, Abwaschungen. Der Marmortrog mit fließendem Wasser oder die einfachen Vertiefungen für Fußbäder, wie sie sich aus hellenistischer Zeit im Gymnasion von Priene erhalten haben, zeigen zugleich die Simplizität des Vorgangs und sein Eingeflochtensein in einen umfassenderen Plan. Das Bad ist im Gymnasion nur ein Glied. Es hat seinen Platz zwischen den gymnastischen Spielen, dem Fünfkampf in der Palästra und den philosophischen Diskussionen im Halbrund der Exedra. Es steht auf der Scheide zwischen höchster körperlicher Anspannung und kontemplativer Forschung. Zu keiner anderen Zeit wurde es organischer in die menschliche Regeneration eingegliedert als damals.

Die römischen Thermen sind ihrem Typ nach technifizierte Gymnasien. Sie weisen nahezu dieselben Bestandteile auf wie die griechischen Einrichtungen, der Akzent hat sich aber verlagert, und sie sind ins Ungeheure vergrößert. Dies geschieht im ersten vorchristlichen Jahrhundert. Herodots immer wieder angeführte Bemerkung[5], daß die Griechen seiner Zeit, des fünften Jahrhunderts, glühendes Eisen oder heiße Steine zur Dampferzeugung benutzten, wie später das Mittelalter, deutet höchstens auf einen Beginn. Aber wie die Entwicklung vom fünften bis zum ersten vorchristlichen Jahrhundert auf griechischem, kleinasiatischem und ägyptischem Boden verläuft, darüber liegt noch auf weiten Strecken Dunkel.

Im Nildelta bei Alexandrien deckte der Archäologe Breccia[6] die Überreste eines Bades auf, das aus zwei kreisförmigen Bauten bestand, die wie er annahm, verschieden hoch erwärmt wurden. Diese kreisrunden Räume erscheinen unter dem Namen »Laconicum« als der heißeste Raum in den römischen Thermen. Es würde uns nicht wundernehmen, wenn der italienische Archäologe auf die Dauer mit seiner Datierung Recht behielte, diese Bäder in ptolemäische Zeit zu setzen[7]. Das Alexandrien des dritten vorchristlichen Jahrhunderts war die direkte Pflanzstätte

4 Man benutzte zur Zeit der Gymnasien Wannenbäder im Haus. Aber das Privatbad in Griechenland ist von geringerer Bedeutung.

5 C. Daremberg E. Saglio, *Dictionnaire des antiquités grcques et romaines*, 5 Bde., Paris, 1877-1919, Bd. 1, 1881, S. 649: Balneum.

6 E. Breccia, »Di alcuni bagni nei dinterni d'Alessandria«, *Bulletin de la Société Archéologique de l'Alexandrie*, Nr. 18, N.F., Bd. 5, erste Lieferung, S. 142-149.

7 Außerdem steht urkundlich fest, daß es im Ägypten des dritten vorchristlichen Jahrhunderts überall öffentliche Bäder gegeben hat. Vgl. A. Calderini, »Bagni publici nell' Egitto greco-romano«, *Rendinconti del Reale Instituto Lombardo di Scienze e Lettere*, Bd. 52 (1919), Lieferung 9-11, S. 297-331.

giedion, geschichte des bades, s8-9

Troja seine Tochter Iphigenie opfern ließ, um die Göttin Artemis für die Überfahrt nach Ionien günstig zu stimmen, im Bade ermordet.[5]

Auch Homer berichtete in der »Odyssee« an mehreren Stellen von diesen Badegewohnheiten. Im dritten Gesang hören wir, wie Telemach auf der Suche nach seinem Vater Odysseus bei Nestor gastlich aufgenommen wurde:

»Den Telemachos badete dann Polykaste, die schöne,
Nestors spätgeborene Tochter, des Neleiaden.
Als sie darauf nach dem Bad ihn gesalbt mit dem glänzenden Öle,
Und ihn wohl gehüllt mit prächtigem Mantel und Leibrock,
Stieg er aus dem Bad, an Gestalt Unsterblichen ähnlich,
Ging und setzte sich hin bei Nestor, dem Hirten der Völker.«[6]

Im zehnten Gesang wurde dann detailreich beschrieben, wie die Zauberin Kirke für den weitgereisten Odysseus durch ihre Dienerin ein Bad bereiten ließ, bevor sie ihn zu Tisch bat:

»Aber die vierte Magd trug Wasser und zündete Feuer
Unter dem großen Dreifuß an, das Wasser zu wärmen.
Und nachdem das Wasser gekocht im blinkenden Erze,
Setzte sie mich in das Bad und goss aus dem mächtigen Dreifuß,
Lieblich gemischtes Wasser mir über das Haupt und die Schultern,
Bis sie die Glieder erlöst von herzergreifender Mattheit.
Da sie mich aber gebadet und mich gesalbt mit dem Öle,
Gab sie mir um den prächtigen Mantel über den Leibrock,
Und dann führte sie mich ins Gemach zum silberbeschlagenen
Schön künstlichen Sitz, mit fußstützenden Schemel.
Eine Dienerin brachte in schöner goldener Kanne
Wasser und netzte über dem silbernen Becken zum Waschen
Mir die Hände und stellte vor mich den geglätteten Tisch hin.«[7]

Gebadet wurde in warmem Wasser, danach wurde die Haut mit Salbölen eingecremt. Zum Händewaschen bei der Tafel dienten eine Wasserkanne und ein Wasserbecken.

Diese Annehmlichkeit war nicht nur auf fürstliche Paläste beschränkt oder Helden nach abenteuerlichen Reisen vorbehalten, auch in Wohnhäusern gab es Bade- bzw. Waschräume, die häufig neben der Küche lagen. Dort befanden sich eine Sitzwanne aus Terrakotta und ein von einer Säule getragenes Waschbecken (louterion, von: loutein – waschen) aus Bronze, Terrakotta oder Marmor.[8] Das Vasenbild eines Kraters in der Antikensammlung des Kunsthistorischen Museums in Wien zeigt junge Frauen, die sich bei einem solchen Becken waschen. Die rot-figurige Vasenmalerei aus der Mitte des 5. Jahrhunderts v. Chr. lässt deutlich erkennen, dass zur Körperpflege ein metallenes Schabeisen (strigilis) und Salböl Verwendung fanden, das in einer kleinen Flasche aufbewahrt wurde (FT 1).

Neben diesen privaten Bädern entwickelten sich in den Sportstätten auch öffentliche Badeeinrichtungen. In den Palästren und Gymnasien gab es zunächst Waschräume, wo sich die Knaben und Männer nach Übungen Öl und Sand abwaschen konnten.[9] Im 5. Jahrhundert entstanden, wie etwa in Olympia, Schwimmbecken mit angeschlossenen Massage- und Ruheräumen.[10] Diese Schwimm- und Badeeinrichtungen waren zunächst Kaltbäder, die zur Abhärtung dienen sollten, da ein warmes Bad – so Platon in den »Nomoi« – nur Alten und Kranken vorbehalten sein sollte. Der Arzt Hippokrates (460–377 v. Chr.) verschrieb Schwitzbäder und Thermalbäder für vielfältige Heilanwendungen.[11] Im 4. Jahrhundert entwickelten sich neue Heizungssysteme, die es ermöglichten, Badeanlagen auch in den kälteren Wintermonaten entsprechend zu beheizen.[12] In den griechischen Städten gab es auch unabhängig von Sportstätten öffentliche Badeeinrichtungen. Eine solche Badestube (balaneion) verfügte über einen Raum mit Badewannen und über einen Salbraum.[13] Von Griechenland aus verbreiteten sich die öffentlichen Badestuben in der gesamten hellenistischen Welt. Das Baden-Gehen gehörte, wie die von Vitruv überlieferte Geschichte des Archimedes von Syrakus (287–212 v. Chr.) zeigt, zu den alltäglichen Verrichtungen. Hieron der Jüngere von Syrakus hatte den Mathematiker beauftragt zu überprüfen, ob ein goldener Kranz, der als Weihegabe dienen sollte, tatsächlich zur Gänze aus Gold angefertigt worden oder ob Silber beigemengt worden war. »Während dieser darüber nachdachte, ging er zufällig in eine Badestube und, als er dort in die Badewanne stieg, bemerkte er, dass ebenso viel wie er von seinem Körper in die Wanne eintauchte, an Wasser aus der Wanne herausfloss. Weil [dieser Vorgang] einen Weg für die Lösung der Aufgabe gezeigt hatte, hielt er sich daher nicht weiter auf, sondern sprang voller Freude aus der Badewanne, lief nackend nach Hause und rief mit lauter Stimme, er habe das gefunden, was er suche. Laufend rief er nämlich immer wieder griechisch: »Heureka!« – »Ich hab's gefunden!«[14]

Der römische Architekturtheoretiker Vitruv (um 70/60–um 10 v. Chr.) gab in seinem um 22 v. Chr. verfassten Traktat »De architectura libri decem« (Zehn Bücher über Architektur) auch einen Einblick in die Badearchitektur im Rom der späten Republik und der frühen Kaiserzeit. Voraussetzung für die Thermen und öffentlichen Latrinenanlagen war eine komplexe kommunale Infrastruktur, die von Wasserleitungen bis zu Kanalsystemen reichte und die sukzessive im gesamten römischen Imperium Verbreitung fand. In Rom gab es bereits um 300 v. Chr. die erste große Wasserleitung, die Aqua Appia. So überrascht es nicht, dass Vitruv das achte Buch seines Architekturtraktates zur Gänze dem Wasser gewidmet hat. Das sechste Kapitel dieses Buches hat die »Anlage einer Wasserleitung, Graben von Brunnen und Zisternen« zum Thema und enthält detaillierte Informationen über gemauerte Wasserrinnen sowie Blei- und Tonröhren.[15]

Im fünften Buch, das den öffentlichen Bauten gewidmet ist, beschäftigte sich Vitruv neben der Markt-Basilika und dem Theater auch mit der Anlage von Bädern. Er empfahl einen möglichst warmen Bauplatz, der nicht nach Norden ausgerichtet sein sollte und Licht möglichst von Südwesten erhalten sollte, »weil die Badezeit vornehmlich von Mittag bis Abend festgesetzt ist«.[16] Die Gebäude sollten mittels Fußbodenheizung (suspensura) erwärmt werden und es sollten drei Wasserkessel für kaltes, lauwarmes und heißes Wasser vorhanden sein.[17] Dementsprechend verfügten die römischen Thermenanlagen über eine Abfolge von Räumen mit unterschiedlichen Temperaturen: Nach dem Umkleideraum (apodyterium) betrat man zu Beginn den Kaltbaderaum (frigitarium), wo sich die Besucher zunächst reinigten und später abkühlen konnten. Es folgte ein mäßig erwärmter Baderaum (tepidarium) mit Ruhebänken und Wasserbecken und das eigentliche Warmbad (caldarium) sowie ein Schwitzraum mit trockener Hitze (laconicum) bzw. ein Dampfbad (sudatorium).[18]

Der Badebesuch diente nicht ausschließlich der Körperhygiene, sondern war eine gemeinschaftliche und lustbetonte Angelegenheit. Der römische Autor Petronius (um 14–66 n. Chr.) schilderte im Schelmenroman »Satyricon« das gemeinsame Baden als Teil eines sorglosen Luxuslebens folgendermaßen: »Wir gingen daher ins Innere des Bades, ließen uns durch die Hitze in Schweiß bringen und gingen dann eilig unter die kalte Dusche. Trimalichio hatte sich bereits mit Salböl übergießen lassen und wurde abgetrocknet – nicht mit Leinentüchern, sondern mit Überwürfen aus ganz weicher Wolle. Inzwischen tranken drei Masseure vor seinen Augen Falnerwein: als sie sich rauften und dabei den meisten Wein verschütteten, sagte Trimalchio: ›Die trinken auf mein Wohl.‹ Dann ließ er sich in einen scharlachroten Schlafrock aus Flausch wickeln und in die Sänfte setzen.«[19] Im Sinne dieses Lebensgefühls war auf einem römischen Grabstein zu lesen, dass die Bäder, der Wein und die Liebe zwar den Körper verderben, aber das Leben ausmachen würden; die Inschrift lautet: »Balnea, vina, Venus corrumperunt corporem, sed vitam feciunt.«[20]

Badeanlagen gab es in großen Villen. Die öffentlichen Bäder wurden von der öffentlichen Hand oder von privaten Investoren betrieben. Männer und Frauen benutzten die Bäder zu unterschiedlichen Zeiten, größere Badeanlagen verfügten über nach Geschlechtern getrennte Bereiche.

Die Stabianer Therme in Pompeji aus der Zeit um 140 v. Chr. gehört zu den ältesten erhaltenen Thermenanlagen. Die Therme war mit einer Palästra

eva b. ottillinger, intime zeugen: vom waschtisch zum badezimmer, 2011

nen Formen von prähistorischen Zeiten bis heute, nach Rußland, Finnland und in den Nahen Osten kontinuierlich fortgesetzt.

Einzig die abendländische Kultur seit der Gegenreformation hat dieses Mittel von tiefgreifender Wiederherstellung des menschlichen Organismus von der Liste seiner Institutionen gestrichen.

Regeneration im Islam

Die Entwicklung nahm eine neue Wende, als der Islam in Kleinasien zuerst auf römische Thermen stieß. Er griff sie auf und assimilierte sie. Dabei entwickelte er das Schema der oströmischen Thermen, die er in Syrien vorfand, seinen eigenen Bedürfnissen entsprechend weiter. Die weisen Kalifen entschädigten so ihre Völker für die Freuden der Trunkenheit, die ihnen von ihrem Glauben verboten waren.

Was unterscheidet den *hammam*[13], das Bad des Islam, von dem römischen Bad[14]?

Die Palästra mit ihren gymnastischen Spielen verschwindet, ebenso das Schwimmbassin des Frigidariums und mit ihnen die Einrichtungen für geistige Übungen, die griechische Exedra oder die römische Bibliothek. An die Stelle des lichtdurchfluteten Tepidariums mit seinen hohen Thermenfenstern treten, je mehr der Islam seinen eigenen architektonischen Ausdruck findet, halbdunkle Kuppelgewölbe mit spärlichen, oft bunten Glasaugen oder Stalaktitenkuppeln in den kleineren Räumen. Dämmriges Licht, Ruhe, Abgeschlossenheit von der Außenwelt werden bevorzugt. In dem Raum der dämmrigen Kuppeln sammeln sich, wie es heißt, die Djinns, die Geister. An die Stelle der aktiven Haltung des Badenden in der Antike tritt die passive Ruhe des Orientalen. Anstelle der athletischen Spiele entwickelt sich eine raffinierte Technik des Gliederlockerns oder -knackens und eine besonders eindringliche Seifenmassage. An die Stelle der griechischen Exedra treten Ruhelager. Auf den Emporen des Ruheraums spielen Musikanten. Die Bauten werden kleiner und meistens unscheinbarer. Die technische Ausstattung wird einfacher und die Hypokausten beschränken sich auf die Wandfliesen, und unter dem Boden des warmen Flügels laufen heiße Luftröhren.

Der Kern der römischen Thermen, die Folge von abgestuften Heißlufträumen, wird beibehalten. Aber das Gleichgewicht des ganzen Organismus hat sich verschoben.

13 *Hammam,* eigentlich »Wärmespender«. Das Wort hat seine Wurzel in dem arabischen *hamma,* heizen, und dem hebräischen *Hamam,* warm sein. Vgl. Edmond Pauty, *Les Hammams du Caire,* Le Caire, 1933, S. 1 (Institut Français d'Archéologie Oriental du Caire; *Mémoires,* Bd. 64).

14 Die verschiedenen Phasen des islamischen Bades, besonders seine Ursprünge in Syrien werden in Monographien abgehandelt. Für Damaskus, siehe Ecochard und LeCœur, a.a.O., unentbehrlich wegen seiner genauen architektonischen Tafeln. Für Konstantinopel siehe Heinrich Glück, *Die Bäder Konstantinopels und ihre Stellung in der Geschichte des Morgen- und Abendlandes,* Wien, 1921; Karl Klinghardt, *Türkische Bäder,* Stuttgart, 1927. Einen allgemeinen Überblick über die Entwicklung des Bades gibt es nicht. Ohne ein solches Werk ist wirkliche Einsicht kaum möglich.

In der Antike hatte der Entkleidungsraum (apodyterium) nur diesem einen Zweck zu dienen, während im Orient seine Bedeutung wächst: er wird zum Auskleide- und zum Ruheraum (maslak). In ihm hält sich der Badende zu Beginn und am Ende des Regenerationskreislaufs auf.

Der Schwerpunkt des römischen Bades war das Tepidarium, der lauwarme Raum. Für ihn wurde der größte Luxus, der größte Raum aufgewandt, und immer wieder haben die Tepidarien, wie etwa das in den Thermen des Caracalla oder Diokletian (Abb. 495b), die Architektenphantasie des neunzehnten Jahrhunderts zu Rekonstruktionen angeregt. Die Bedeutung des römischen Tepidariums dürfte zum Teil aus natürlichen Gründen zu erklären sein. Man betrat es, wenn man von den Übungen in der Palästra kam und der Körper sich bereits in einem Zustand angeregter Zirkulation befand. Die lauwarme Atmosphäre förderte die Entspannung, und die Drüsentätigkeit bedurfte keiner künstlichen Anregung. Im Hammam wird das Tepidarium zu einem Durchgang ohne Bedeutung. Dieser Niedergang des Tepidariums wird allgemein auf das wärmere Klima zurückgeführt, doch scheint diese Annahme nicht plausibel, denn in ganz Nordafrika behielten die römischen Bäder ihr Tepidarium.

Das Caldarium, der Heißluftraum, der in Rom nie gegen das Tepidarium aufkam, rückt nun in den Mittelpunkt (beit-al-harara). Kreuzförmig strahlen in der späteren Periode die Räume von ihm aus. In den römischen Caldarien standen große Marmorbecken mit warmem und kaltem Wasser, hier im *beit-al-harara,* nimmt die Mitte eine polygonale Bank ein, auf der das Gliederlockern und die Massage von einem Bediensteten besorgt wird, ein Vorgang, der sich in der römischen Palästra durch aktive Tätigkeit vollzog[15].

Der heißeste Raum, das Laconicum, hatte in Rom eine trockene Heißluftatmosphäre, denn unter seinem Boden strichen die Feuergase entlang. Im *hammam* verwandelt er sich in ein Dampfbad (maghtas), gleichzeitig der einzige Raum, in dessen Zentrum ein tiefes Wasserbecken eingelassen ist (Abb. 449). Es entspricht der Vorliebe der Orientalen für das Dampfbad, daß gewöhnlich zwei dieser *maghtas* mit verschieden hoher Temperatur vom *beit-al-harara* ausstrahlen.

In Stichworten sei der Badevorgang angegeben, wie er im Grundriß festgelegt ist (Abb. 446): Vom Entkleidungsraum (apodyterium, maslak) durch das auf einen Durchgang reduzierte Tepidarium zum kuppelgewölbten Heißluftraum (caldarium, beit-al-harara) mit Gliederlockern und speziellen Massagen, schließlich zu den Dampfbädern (maghtas) und anschließend Seifenmassage und Rückkehr in den *maslak* zum Ausruhen.

Das Schema, von dem der Islam ausging, fand er in den syrischen Thermen des dritten bis sechsten nachchristlichen Jahrhunderts[16]. In ihnen hat sich bereits je-

15 Eine knappe und bis heute klassische Beschreibung findet sich bei E. W. Lane, *Manners of the Modern Egyptians,* London, 1836; S. 346 in der Everyman Edition, London, 1923. Edward Lane (1801-1876) lebte 1825-28 und 1833 in Ägypten.

16 De Vogue, *Syrie Centrale, Edifices chrétiens et architecture civile du IVme au VIIme siècle,* S. 55-57. Pauty, a.a.O., S. 14ff.

giedion, geschichte des bades, s16-17

Dieser Zug ist bei allen arabischen Eroberern überall spürbar: in Mesopotamien, in Ägypten oder auch in Syrien. Das Bad Kusair' Amra, unweit des Toten Meeres, steht isoliert in der Wüste, wie ein Hotel in der Gletscherzone. Die Eingangshalle – apodyterium, maslak – verwandelt sich in einen mit zarten Fresken geschmückten Gesellschaftsraum mit Empore, so verhältnismäßig bescheiden auch die Dimensionen sind. Die eigentlichen Baderäume dagegen verlieren an Bedeutung. Es herrscht eine unleugbare Intimität, eine Atmosphäre, die das islamische Bad auch später, als die Dimensionen zunahmen, nie verloren hat. Wie bei den syrischen Vorgängern sind die Räume hier nebeneinander aufgereiht. Das Bad des Kalifen in der Alhambra von Granada (vierzehntes Jahrhundert) zeigt noch diese Anordnung. Daneben entwickeln sich kreuzförmige Anlagen wie in den *hammams* von Kairo, in die wir durch die Arbeit eines französischen Archäologen und Architekten so genauen Einblick gewonnen haben[18]. In ihnen bildet der Kuppelraum (Abb. 447) des Caldariums (beit-al-harara) den architektonischen Mittelpunkt.

Anstelle der sportlichen und geistigen Bedeutung erhält die Regeneration im Islam eine *religiöse* Bedeutung. Der *hammam* wird als eine Ergänzung der Moschee aufgefaßt. Hier werden die großen Abwaschungen vollzogen[19]. Stiftung und Ausstattung von *hammams* wurden als religiöse Opfer betrachtet. Die Bäder waren auch den Armen zugänglich, und die Bezahlung lag im Ermessen des Badenden. »Ich will«, so drückt es ein Kalif in *Tausend und eine Nacht* aus, »es dem Badenden überlassen, die Bezahlung entsprechend seinem Rang vorzunehmen.«[20] Bis zum Ende des neunzehnten Jahrhunderts wurden diese Gewohnheiten gewissenhaft beobachtet, denn der Obolus, der den Bad-Bediensteten gegeben wurde, galt als eine gottgefällige Tat. Der Wille, die Existenz der *hammams* zu fördern, zeigt sich im Islam an der Steuerfreiheit der Badediener.

Wie in der Antike war das Bad zugleich ein gesellschaftlicher Treffpunkt und für die Frauen der einzige Ort, den sie außerhalb des Hauses besuchen durften.

Noch 1933 findet Pauty in Kairo gegen fünfzig *hammams* aus dem zwölften, dreizehnten, vierzehnten, fünfzehnten und vereinzelt aus späteren Jahrhunderten. Darunter sind verschiedene, die im zwölften Jahrhundert – der Zeit der Nordportale der Kathedrale von Chartres – gebaut wurden, noch heute in Betrieb. Da alles Sportliche wegfällt, beanspruchen sie nur geringen Platz und stehen mit schmaler Front, als Haus unter Häusern, in der Straße. Nur das Eingangstor wird reicher behandelt und lenkt die Aufmerksamkeit auf sich wie etwa ein Wirtshausschild im achtzehnten Jahrhundert. Ein Blick auf die Karte eines Viertels von Kairo zeigt, daß die *hammams,* die jeweils der unmittelbaren Nachbarschaft dienten, so häufig waren wie Wirtschaften in einer europäischen Stadt (Abb. 448). Das mag wohl auch in Anbetracht des heißeren Klimas ein Vorteil gegenüber den Thermen

18 Pauty, a.a.O.
19 Ebd., S. 7.
20 Zitiert ebd., S. 7.

Roms gewesen sein, deren ungeheure Anlagen mit einem weiten Einzugsgebiet gerechnet haben müssen.

Wie die Thermen im römischen Reich, so wuchsen auch die *hammams* in allen Städten und Quartieren, in Dörfern und auf Landstraßen, soweit mohammedanischer Einfluß reichte. Länder, in denen Heizmaterial außerordentlich spärlich war, heizten mit Stroh-, Kuh- oder Kamelmist und, bis heute noch, mit dem Abfall der Quartiere – eine angenehme Art der Abfallbeseitigung.

Hammams standen im Balkan, in Persien, in Kleinasien, in Afrika von Ägypten bis Marokko und im maurischen Spanien. Cordoba soll zur Zeit seiner Blüte um das Jahr 1000 ungefähr 900 Bäder besessen haben[21]. Noch heute finden sich in Budapest verschiedene Bäder, deren heiße Schwefelquellen von Gewölben überspannt sind, die noch auf die türkische Zeit zurückgehen.

Zeitlich verläuft die blühendste Entwicklung des islamischen Bades ungefähr parallel mit der Entwicklung der Romanik und Gotik im Abendland. Es erreicht den Höhepunkt seiner Verfeinerung im fünfzehnten Jahrhundert. Mit anderen Worten: die Araber hatten seine Organisation zur Reife gebracht, als die nachkommenden Türken es übernahmen.

Mit dem erwachenden Interesse am Orient um 1830 werden die europäischen Reisenden auch auf das »türkische« Bad aufmerksam. Mehr als irgendein anderer hat der englische Diplomat David Urquhart seine menschliche Bedeutung erfaßt und träumte davon, es in den englischen Industriestädten der Jahrhundertmitte als Regenerationsmittel für alle Klassen der Bevölkerung einzuführen. Als Urquhardt dem *hammam* um 1830 zum ersten Mal in Griechenland begegnete, da stand er noch in der Gunst der wohlhabenden Schicht und in voller Blüte. Um 1850 konnte man seinen Verfall durch westliche Einflüsse voraussehen, obwohl es in den Wohnungen noch keine Badezimmer gab. Mit dem Vordringen des mechanisierten Bades in den Orient scheint der *hammam* endgültig untergegangen zu sein. Die wohlhabende Klientel ging verloren, und die *hammams* werden, wie Pauty berichtet, nur mehr von der armen Bevölkerung benutzt. Ihres Schmuckes, ihrer Teppiche und Mosaiken beraubt, sind die *hammams* in Schmutz versunken. Die wohlhabende Schicht hat unsere Lebensgewohnheiten angenommen und begnügt sich jetzt mit Badezimmern in ihren Wohnungen.

Das Dampfbad als soziale Institution

Das Bad in dampferfüllter Luft ist der einfachste und zugleich billigste Badetyp, mit dem eine tiefergehende Reinigung des Körpers erzielt werden kann. Die feuchte Hitze regt Haut- und Schweißdrüsen an und fördert die Ausscheidung von Schlacken. Alles, was zu diesem Typ Bad nötig ist, ist ein Haufen heißer Steine

21 Solche Angaben sind nicht nachprüfbar und haben sich an anderen Orten als übertrieben erwiesen.

giedion, geschichte des bades, s22-23

TU Graz
institut für wohnbau i_W

Unsere technischen Probleme der mobilen Raumtrenner im anpaßbaren Wohnbau sind dort also keineswegs perfekt gelöst, da die zugrunde liegenden Anforderungen gar nicht existieren. Das familiäre Zusammenleben in Räumen ohne akustische Isolation funktioniert nur durch tradierte Verhaltensweisen, besonders durch eine strenge Disziplin. Trotz zahlreicher Unzulänglichkeiten und technischer Verbesserungsmöglichkeiten bleibt der Japaner bei diesen traditionellen Lösungen. Sie stellten eine simple Form der wünschenswerten Permanentlüftung dar und entsprächen nach wie vor der autoritären Familienstruktur, nennt Nishihara als Gründe.

Stühle und Betten sind im klassischen, japanischen Wohnhaus als Folge des Sitzens und Liegens auf den Tatami unbekannt. Leichte teils klappbare Tische, Kissen und Matratzen werden dorthin gebracht, wo sie gebraucht werden, d.h., daß jeder Raum potentiell zum Essen, Arbeiten, Schlafen usw. genutzt werden kann. Der Bedarf an Schrankraum wird nicht durch Möbel, sondern Einbauten gedeckt, die so weit integrierter Bestandteil der sekundären Schiebeelemente sind, daß selbst Japaner im konkreten Fall nicht zu sagen vermögen, ob sich hinter bestimmten Flächen Wohnräume oder Schrankräume verbergen. Gegenüber unseren durch ihr Mobiliar zweckbestimmten Räumen erscheinen uns die japanischen funktionslos, ja ganz unbewohnt, da ihnen derartige nutzungsspezifische Attribute weitgehend fehlen (1).

Zur Haustechnik ist festzuhalten : Alle Naßräume befinden sich zwecks guter Lüftung in der Regel an der Peripherie der zusammenhängenden, flexiblen Wohnfläche. Die Bäder sind meist reichlich dimensioniert und durch einen Ausblick in einen Teil des Gartens ausgezeichnet. Das Haus ist nicht eingerichtet, um der trockenen Kälte des Winters widerstehen zu können. Es besteht aus Holz, Papier und Bambus und ist leicht brennbar. Kleine transportable Holzkohlenfeuer werden nach Bedarf aufgestellt. Regelmäßige heiße Bäder und wattierte Kleidung helfen, den Wärmehaushalt des Körpers sicherzustellen. Für die solchen Improvisationen zugrunde liegende Haltung zitiert Rudofsky den Philosophen Yoshida Kenko (14. Jh.) : "A house should be built with the summer in view. In winter one can live anywhere but a poor dwelling in summer is unbearable". (2)

Der additiven Beschreibung einiger baulicher Einzelheiten mangelt es am verbindenden Übergeordneten: Planung und Bau basieren auf dem Tatamimatten-Modul (3), der in seiner Größe dem Schlafplatz eines

(1) Ebenda, S. 106 - 111
(2) Rudofsky, B. : The Kimono Mind. a.a.O., S. 119
(3) Die Abmessungen differieren in den einzelnen Provinzen von 83 x 166 bis 95 x 190 cm. Vgl. Itoh, T. : Traditional Domestic Architecture of Japan. New York / Tokio 1972, S. 110

Erwachsenen entspricht und mit seinem Seitenverhältnis von 2 : 1 ein Quadratraster erbringt. Seine Größe bedeutet für das japanische Haus seit Jahrhunderten das, was moderne Planungen und Bauten mit "modularer Maßkoordination" bezwecken (1). Die rund 6 cm dicken Reisstrohmatten sind mit einem feinen Binsengeflecht bezogen und an ihren Längsseiten dunkel gefaßt. Die Rasterachsen sind so nicht allein gedachte, sondern durch diese dunkel geränderten Mattenkanten und die dunklen Holzskelett-Stützen stellen sie eine räumlich wirksame Ordnung dar. Die Probleme von Achs- und Bandraster finden keine "klare Lösung", eine solche wird auch gar nicht angestrebt. Feine Unvollkommenheiten, Zufälligkeiten, Interferenzen werden ästhetisch positiv bewertet als "Relativierung" der rationalen Ordnung und bewußt eingebaut. Güller zeigt sogar eine Entwicklungslinie zu immer weiterreichender Relativierung der konstruktiven Gliederung von regelmäßigen, netzartigen Grundstrukturen um 1000 n. Chr. bis zum Teehaus mit zahlreichen Überlagerungen frei gestalteter Formen um 1600 n. Chr. (2)

Wie der Grundriß unterliegt der Aufriß dem auf den Tatami-Abmessungen entwickelten Raumgitter :
Die Pfosten werden in Höhe von einer Tatamimatte über dem schwellenlosen Sitzboden durch Horizontalhölzer verbunden, die als obere Führung der verschiedenen Schiebetafeln dienen (lichte Höhe ca. 1.76 m). Darüber bleibt meist eine halbe Tatamilänge als feste "Wand"fläche stehen und läßt auch bei "Großraum"-Nutzung des Hauses die ursprüngliche Raumteilung erkennbar werden. Größe und Form der Räume werden durch Zahl und Verlegung der Tatami bestimmt, auch wenn die Räume beispielsweise einen gedielten Boden erhalten. Da bestimmte Verlegungsarten üblich sind, vermittelt die genannte Anzahl der Matten dem japanischen Laien schnell die Vorstellung von Form und Größe eines Raumes, so daß unsere häufigen Kommunikations- und Verständigungsschwierigkeiten zwischen Planern, Ausführenden, Nutzern etc. dort kaum auftreten können. Weder das Zeichnen noch das Lesen und Verstehen derartiger Mattenverlegepläne erfordert spezielle technische Vorkenntnisse, so daß der Architekt in unserem Sinne beim traditionellen Holzbau überflüssig ist. Auch die Standardisierung und Vorfertigung von Fachwerkteilen, Boden-, Wand- und Schiebeelementen aufgrund der Maßkoordination brachte einen direkten Kontakt zwischen Handwerkern und Bauherrn bzw. Nutzern ohne spezialisierten Planer (3).

(1) Diese Koordinierung erfaßt nicht allein den Bau, sie ist ursprünglich abgeleitet aus der Aufgliederung und Aufmessung der Reisfelder, der Städte, ihrer Quartiere, Straßen, Wege etc. Die derart rationale Ordnung und Symmetrieachsen der Baukomplexe folgen chinesischem Einfluß, der später im Verlauf der Verselbständigung der japanischen Kultur durch "Relativierung" an Bedeutung verliert. Vgl. Güller, P. : Japan : Struktur - Freiheit - Relativierung. In : Werk 6/1967 S. 334
(2) Ebenda, S. 335 - 337
(3) Vgl. Yoshida, T. : Das japanische Wohnhaus. a.a.O., S. 215 - 220 Zur erstaunlichen Preiswürdigkeit vgl. Taut, B. : Houses and People of Japan. Tokio 1958 S. 39, 243 (erste Ausgabe 1937)

Die Zusammensetzung der Familien in der Herrschaft Idstein nach dem Reichssteuerregister 1499[199]

Ort	Ehen	Frauen ohne Ehemann	Männer ohne Ehefrau
Idstein	63	9	8
Beuerbach	6	–	4
Dasbach	16	2	2
Esch	23	4	4
Limbach	16	4	2
Neuhof	20	–	1
Reichenbach	18	2	2
Wörsdorf	40	11	5

Größe und Zusammensetzung von Haushalten variierten aber nicht nur im Verlauf der historischen Entwicklung und zwischen den verschiedenen sozialen Schichten, sondern auch im Verlauf des Familienzyklus: Ehen wurden gegründet, Kinder wurden geboren und verließen später das Haus, die ältere Generation schied aus dem bisherigen Haushalt aus, um auf einem Altenteil eine selbständige Existenz weiterzuführen, was speziell in der Landwirtschaft nicht unüblich war, oder sie trat in ein Pfründhaus oder auch in ein Kloster ein, wo sie sich allerdings in einen fest vorgegebenen Rahmen einordnen mußte.[200] Zuweilen fanden sich auch Zwischenformen. Die ältere Generation blieb im gleichen Haushalt und in der gewohnten Umgebung, aber ihre Nutzungsrechte wurden auf eine eigene Kammer und die Mitbenutzung der Stube eingeschränkt.[201] Nicht immer vollzog sich damals wie heute dieser Übergang ohne Konflikte, und oft genug finden sich in der Literatur der Zeit Klagen über den Undank der Jüngeren. In der Erzählung »Der Schlegel« etwa wird die Leidensgeschichte eines Vaters geschildert, der sein Erbe vorzeitig verschenkt und auf die Fürsorge seiner fünf Kinder baut. Er wird bitter enttäuscht. Söhne und Töchter behandeln ihn gleichermaßen schlecht und weisen ihm als Lager einen Verschlag unter der Treppe zu.[202]

Nicht sehr viel günstiger war allerdings oft auch die Wohnsituation der Handwerker- und Kaufmannssöhne, die mit zwölf oder 13 Jahren ihre Familie verließen, um in den Betrieb und Haushalt eines Lehrherrn und Arbeitgebers einzutreten. Der Nürnberger Patriziersohn Christoph Fürer etwa wurde von seinem Vater mit 13 Jahren nach Venedig geschickt, um in der Handelsmetropole an der Adria den Kaufmannsberuf zu erlernen.[203] Ganz ähnlich wurden junge Adlige an die Höfe entsandt, um als Pagen mit den Umgangsformen der höfischen Gesellschaft vertraut zu werden. Die Töchter hingegen blieben zu Hause oder wurden einem Kloster zur Erziehung anvertraut. Im Gegensatz dazu blieben die Kinder auf dem Land meist bis zu ihrer Verheiratung auf dem elterlichen Hof, es sei denn, daß sie als Dienstboten in den Haushalt eines Feudalherrn oder eines anderen Bauern eintraten.

Neben dem Wachstum und Schrumpfen der Haushalte im Rahmen des Familienzyklus variierte der Umfang der Haushalte auch durch das Kommen und Gehen von Gästen und die Aufnahme von Störhandwerkern für einige Tage oder Wochen. Besonders ausgeprägt war dieser Besuchsverkehr bei Klöstern, dem Adel und den Fürsten. An der Klosterpforte wurden täglich Pilger und andere Reisende aufgenommen, die im Kloster verpflegt und beherbergt wurden. Auch auf vielen Burgen und Schlössern des Adels fanden sich ständig Besucher, wie auch aus der Lebensbeschreibung Götz von Berlichingens hervorgeht. Eindeutig politisch motiviert war aber vor allem der Andrang der Besucher zu den hohen kirchlichen Feiertagen an den Fürstenhöfen, wie dem Heidelberger am Weihnachtsfest 1458, an dem Friedrich I. von der Pfalz nicht nur die diversen Herzöge aus der bayrischen Linie der Wittelsbacher empfangen konnte, sondern auch eine ganze Anzahl Grafen und andere Adlige; insgesamt annähernd 2000 Personen.[204] Daß dieser Ansturm technisch-logistisch bewältigt werden konnte, spricht für eine ebenso leistungsfähige wie flexible Haushaltsorganisation.

Geprägt wurde das gemeinsame Wohnen und Wirtschaften der Haushalte durch die Verteilung der Aktivitäten der Menschen auf Haus und Wohnung einerseits und auf Straße, Markt und freie Natur andererseits. In der Antike spielte sich das Leben im Mittelmeerraum, begünstigt durch das Klima, zu einem großen Teil auf der Agora, auf dem Forum oder auch in öffentlichen Gebäuden wie Theatern, Zirkusarenen und großen Thermenanlagen ab. Im Süden, in Italien, behielten diese Gewohnheiten auch im Mittelalter ihre Geltung, und das Straßen- und Marktleben spielte eine viel größere Rolle als nördlich der Alpen, wo das rauhere, eher regnerische und kalte Klima »Häuslichkeit« erzwang. Nur die ideale Liebe fand hier, zumindest in der literarischen und künstlerischen Fiktion, ihren Platz in der gezähmten oder ungezähmten Natur, wobei immer wieder das Bild des Gartens mit duftenden Kräutern und plätschernden Brunnen bemüht wurde. Nicht nur in der literarischen Fiktion, sondern genauso in der Realität war auch das Baden ein eher außerhäusliches Geschehen. Die gründliche Körperreinigung erfolgte in Städten, aber auch in Dörfern häufiger als in den oben erwähnten häuslichen Badezubern in einer Badstube, wobei diese aber auch ein Ort der Unterhaltung und des Vergnügens sein konnte. Im Spätmittelalter verfügten im allgemeinen nur wohlhabende Haushalte wie der des Mainzer Domherrn von Hattstein oder des Nürnberger Patriziers Anton Tucher über ein eigenes Badhaus oder eine eigene Badstube im Haus.[205]

Aber nicht nur das Verhältnis von Öffentlichkeit und Privatheit prägte das Wohnen, sondern auch der im Spätmittelalter als Folge der Ausbildung von Höfen und wachsender verkehrswirtschaftlicher Verflechtungen fortschreitende Zivilisationsprozeß, der nicht nur die Eßsitten veränderte, sondern auch durch die Ausbildung neuer



Frauenbadstube mit Voyeur

199 Struck, Reichssteuerregister, S. 45

200 Bedal, Hausforschung, S. 88

201 Bedal, Ländlicher Hausbau, S. 113 f.

202 Hünkhover, Rüdiger der, Der Schlegel. In: Grubmüller, Klaus (Hrsg.), Novellistik des Mittelalters. Märendichtung (= Bibliothek deutscher Klassiker, 138 = Bibliothek des Mittelalters, 23), Frankfurt a. M. 1996, S. 112–177

203 Nitschke, August, Die Stellung des Kindes in der Familie im Spätmittelalter und in der Renaissance. In: Haverkamp, Haus und Familie, S. 215–243 u. 222, Anm. 48

204 Speierische Chronik. Von 1406 bis 1476. In: Mone, Franz Joseph (Hrsg.), Quellensammlung der badischen Landesgeschichte, Bd. 1, Karlsruhe 1848, S. 367–520, hier S. 423 f.

205 Gottron, Adam B., Johann von Hattstein, ein Mainzer Domherr im Zeitalter des Humanismus. In: Archiv für Hessische Geschichte und Altertumskunde NF 24 (1952/3), S. 37–62, hier S. 51; Braunstein, Philippe, Annäherungen an die Intimität: 14. und 15. Jahrhundert. In: Ariès, Philippe, und Georges Duby (Hrsg.), Geschichte des privaten Lebens. Bd. 2: Vom Feudalzeitalter zur Renaissance, Frankfurt a. M. 1990, S. 497–587, hier S. 559. Zum häuslichen Bad vgl. den Beitrag von Gerhard Fouquet, Kapitel 2.7.2, in diesem Band

nur für lehrveranstaltungszwecke der tu graz

nur für lehrveranstaltungszwecke der tu graz

schmidt f, dirlmeier u., geschichte des wohnens im spätmittelalter, s311

TU Graz

institut für wohnbau i_W

vorbehalten, sondern fand auf ähnliche Weise auch in Frauengemächern statt. Hans Memlings um 1485 entstandenes Gemälde von »Bathseba im Bade« zeigt denselben Typ der Holzwanne, wie die Miniatur aus dem Codex Manesse. Die Badewanne steht jedoch im Wohnraum und von einem textilen Baldachin bekrönt, der die Wärme halten sollte (FT 11).

Solche mit großem Aufwand bereiteten Wannenbäder waren im privaten Rahmen nur begüterten Schichten zugänglich. Für die breite Bevölkerung standen öffentliche Badestuben zur Verfügung, über deren häufigen Besuch der Dichter Tannhäuser berichtete. Er hatte mit Kaiser Friedrich II. 1228/29 am Kreuzzug teilgenommen und weilte danach am Hof des Babenberger-Herzogs Friedrich II., des Streitbaren, in Wien. Nach dem Tod dieses letzten Babenbergers in der Schlacht an der Leitha 1246 wurde sein Wiener Hof aufgelöst. Dabei verloren auch die Künstler und Handwerker ihren Brotherrn. Tannhäuser war beim Abschied von Wien traurig über das schöne Leben, das er nun aufgeben musste. Zu den Annehmlichkeiten der Stadt gehörten für ihn die schönen Frauen, der gute Wein, das gute Essen und der Besuch der Badestube zwei Mal in der Woche; er schrieb:

»Du schonen wib, der gute win. du mursel an dem morgen.
und zwirnt in der wochen baden. daz scheidet mich von gute.«[55]

Öffentliche Badestuben wurden im 13. Jahrhundert immer zahlreicher, und ihr Besuch gehörte zum Alltagsleben in mittelalterlichen Städten.[56] In Wien gab es im Spätmittelalter 29 Badestuben. Das »Stubenviertel« am Stubentor leitete seinen Namen von den zahlreichen Badestuben her.[57]

Das Aufkommen der Badestuben wurde häufig mit den Kreuzzügen in Verbindung gebracht, bei denen die Ritter die auf antike Traditionen fußende Badekultur des Orients kennen- und schätzen gelernt hätten. Ein unmittelbares Zusammentreffen war zwar in Spanien gegeben, wo die arabischen Eroberer aufwendige Badeanlagen – etwa in Granada – errichten ließen. Die Badestuben des Mittelalters unterschieden sich jedoch deutlich von den antiken Thermen und orientalischen Hamams mit ihrer feuchten Hitze. In den heimischen Badestuben herrschte trockene Hitze vor, die durch Aufgüsse nur kurzfristig mit Wasserdampf angereichert wurde. Diese Art des Schwitzbades steht in der Tradition von germanischen und slawischen Schwitzbädern[58] und lebt in der finnischen Sauna fort.

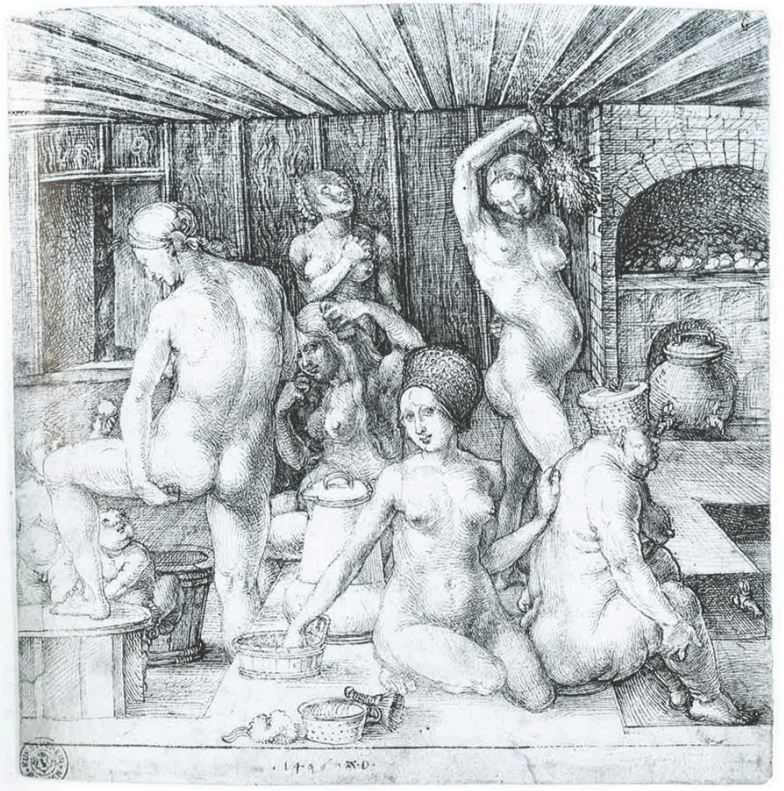
Eine typische Badestube bestand aus einem Umkleide- und Ruheraum, in dem die Besucher zunächst die Straßenkleidung ablegten und dann nach dem Bad auf Ruhebetten ausruhen konnten.[59] Danach folgte das Vorbad, wo sich die Besucher zuerst reinigten oder sich nach dem Schwitzbad abduschen ließen.[60] In der Badestube gab es einen Badeofen, um den Raum zu erwärmen, einen Wasserkessel für das warme Badewasser, Sitzbänke sowie hölzerne Zuber und Wannen.[61] Mitunter gab es einen gesonderten Heizraum für den Ofen.[62] Albrecht Dürers 1496 datiertes Blatt »Das Frauenbad« zeigt eine solche Badestube und Gerätschaften darin auf anschauliche Weise (Abb. 1).

Der Bader war ein eigenständiges Gewerbe, das in Wien bereits vor 1400 zünftisch organisiert war.[62] Üblicherweise wurde die Badestube zweimal in der Woche aufgeheizt. Zudem mussten das Badewasser erwärmt und die Waschlauge vorbereitet werden. Der Beginn des Badebetriebes wurde in der Stadt mit einer Posaune verkündet oder ausgerufen.

In Hans Sachs' 1568 erschienener Beschreibung der Stände hieß es zum »Bader«:

»Wolher ins bad reich unde arm,
Das ist jetzund geheizet warm.
Mit wolschmacker lauge man euch wescht,
Denn auff die Oberbank euch setzt,
Erschwitzt, den werdt ir zwagn und gribn,
Mit lassn das übrige Blut außtriebn,
Dann mit dem Wannenbad erfreut,
Darnach geschoren und angefleht.«[64]

In den Badestuben wurden Waschmöglichkeiten Schwitz- und Wannenbäder angeboten, aber auch



1. Albrecht Dürer, Frauenbad, 1496 (Kunsthalle Bremen)

Rasuren und Haarpflege. Der »Badepfennig« war oft Teil des Lohns, den Handwerksmeister ihren Gesellen zahlten. Albrecht Dürer schrieb im Tagebuch seiner Reise in die Niederlande 1520/21 mit großer Selbstverständlichkeit: »Aachen – 5 Stüber mit den Gesellen verbatet.«[65]

Üblicherweise badeten Männer und Frauen getrennt, entweder zu anderen Zeiten oder in gesonderten Räumen. Man trug leichte Badehemden und Badehüte aus Strohgeflecht.[66] Die Badestube war aber auch ein Ort der Geselligkeit. Die sogenannte »Wenzlsbibel«, eine um 1390/1400 als Geschenk für König Wenzel IV. von Böhmen gefertigte illuminierte Bibelhandschrift, zeigt in ihren Randleisten »Bademädchen«, die leicht bekleidet die Badegäste verwöhnen.[67] Neben der Körperhygiene dienen-

eva b. ottillinger, intime zeugen: vom waschtisch zum badezimmer, 2011

den Badestuben gab es Badebordelle, wo den Badegästen neben Wein und Speise auch andere Dienstleistungen angeboten wurden. Eine Miniatur aus der Handschrift zu »Factorum Dictorumque Memorabilium« von Valerius Maximus aus der Zeit um 1470 zeigt dies auf anschauliche Weise (FT 3).

UMBRÜCHE IN DER FRÜHEN NEUZEIT

All houses of resort in the suburbs of Vienna must be plucked down

Shakespeare, Measure for Measure, 1604

Nach dem Tod von Königin Elisabeth I. von England, die kinderlos gestorben war, folgte ihr der Sohn von Maria Stuart am englischen Thron. Zu den ersten Maßnahmen von König Jakob I. gehörte 1603 die Schließung der Londoner Freudenhäuser. William Shakespeare bezog sich darauf, als er 1604 im Stück »Maß für Maß«, das er übrigens in Wien spielen ließ, schrieb, dass alle »houses of resort« niedergerissen werden müssten.

Die Badestuben und Badebordelle erlebten im frühen 16. Jahrhundert noch eine letzte Blütezeit, zugleich war das Ende der Entwicklung angebrochen. Eine Ursache lag in der steigenden Holzknappheit, die das aufwendige Beheizen der Badestuben schwieriger machte.[68]

Darüber hinaus verbreitete sich in Europa nach der Entdeckung Amerikas 1492 durch Christoph Kolumbus eine bisher unbekannte, ansteckende Krankheit, die Syphilis. Diese neue, als »französische Krankheit« bezeichnete Infektionskrankheit verbreitete sich durch die Soldaten und über die Höfe in großer Geschwindigkeit über Europa, und es gab bald Badeverbote für die Erkrankten. In der Stadt Nürnberg wurde bereits 1496 angeordnet, »allen padern bei einer poen zehen gulden zu gepeten das sie darob und vor sein, damit die menschen, die an der Newen krankheit malum Frantzosen, beflekt und krank sein, in Irn paden nicht gepadet«.[69]

In den Badestuben wurden neben Körperreinigung und Haarpflege auch medizinische Dienstleistungen wie Schröpfen, zur Aderlassen oder »Purgieren«, also Abführen durchgeführt. Jost Ammans Illustration von 1565 zum »Bäderbüchlein« des Paracelsus zeigt, wie den Eltern vom Bader Schröpfköpfe angesetzt werden, während die kleinen Kinder sich mit einem Schwamm waschen bzw. im Holzzuber baden (Abb. 2). Der Arzt und Alchemist Theophrastus Bombastus von Hohenheim (1493–1541), Paracelsus genannt, veröffentlichte 1525 eine Schrift »Von den natürlichen bedern«, die oft »Badebüchlein« genannt wurde. Darin werden die heilenden Wirkungen von Mineral- und Thermalquellen ebenso beschrieben wie verschiedene Indikationen von Badetechniken. Mitunter wurden mehrstündige Bäder empfohlen. Darüber hinaus wurden die Zugabe von Kräutern und die Einhaltung von Diäten angeführt.[70]

Dieses wiedererwachte, auf der Tradition der mittelalterlichen »Badefahrten« beruhende Interesse an Heil- und Kurbädern blieb im 16. Jahrhundert keineswegs auf den deutschsprachigen Raum beschränkt, der französische Adelige und Philosoph Michel de Montaigne (1533–1592) unternahm 1580/81 wegen seines Nierensteinleidens eine »Bäderreise«, die ihn von Frankreich durch die Schweiz und Deutschland nach Italien führte.

Im September traf er in Plombières ein, wo es üblich war, »zwei- bis dreimal täglich« zu baden.[71] Über die Badeanlagen und Badesitten berichtete Montaigne: »Es gibt mehrere Becken; das größte davon, das Hauptbad, nach antikem Muster oval gehalten, ist fünfunddreißig Schritt lang und fünfzehn breit. Das heiße Wasser quillt in mehreren Strudeln von unten empor (…) Es wird sehr auf Zucht und Sitte geachtet, obwohl die Badegäste fast nackt ins Becken steigen: die Männer tragen nur eine kurze Hose, die Frauen nur ein Hemd.«[72] In der Badeordnung, die auf einer Tafel im Hauptbad befestigt ist, wurden folgende Regeln gegen Unzucht und Ansteckungen im Bade festgehalten: »Huren und andere unzüchtige Frauenzimmer haben keinen Zutritt zu den Bädern (…) Des weiteren darf niemand, der aus einem Ort kommt, wo ansteckende Krankheiten herrschen, die Stadt Plombières betreten.«[73] Diese Verhaltensregeln zeigen, dass sich die Heilbäder der frühen Neuzeit vor den Pest-Epidemien schützen und von den Badebordellen des Spätmittelalters abgrenzen wollten.

Die traditionellen Badestuben blieben im deutschsprachigen Raum jedoch in Betrieb, so auch in Mittenwald, wo Montaigne im Oktober 1580 durchreiste. Sein Sekretär berichtet: »Der Gasthof hat ein Dampfbad, in das die Gäste für anderthalb Batzen schwitzen gehen können; ich tat das auch, während die Herren zu Abend aßen. Viele Deutsche ließen sich hier mit Schröpfköpfen zur Ader.«[74]

In Augsburg, wo Montaigne zuvor die Brunnenanlagen aufgefallen waren, bemerkte er darüber hinaus im Gasthaus »eine besondere Vorrichtung zum Wasserzapfen«, durch die »das Wasser am Brunnenboden« so »in ein Bleirohr« gepresst wurde, »das es wiederum in die Küchen und überall hin leitete, wo man es bedurfte«.[75] Derartige lokale Wasserleitungen gab es auch zur Versorgung von Badestuben.[76]

Weiter ging es nach Innsbruck, wo Michel de Montaigne Erzherzog Ferdinand in der Hofburg seine Aufwartung machen wollte.[77] Schloss Ambras besuchte Montaigne offenbar nicht und lernte daher auch nicht das Bad der kurz zuvor verstorbenen Philippine Welser kennen, das, im Hochschloss von Ambras gelegen, aus einem Heizraum, einem holzvertäfelten Vorraum und Baderaum mit großem mit Blech ausgeschlagenem Wasserbecken bestand.[78] Eine ähnliche Anlage hatte Markgraf Philipp II. von Baden-Baden 1576–1588 im Kellergeschoss von Schloss Baden-Baden einrichten lassen. Auch hier gab es ein mit Zinn ausgeschlagenes Becken für eine Badegesellschaft.[79]

Die Reise führte weiter nach Oberitalien, wo Montaigne die Thermalbäder von Abbano und Battaglia besuchte. Hier war »die Einrichtung im Badehaus denkbar schlicht: das Wasser tröpfelte aus Röhren, und man hält den kranken Körperteil darunter; wer will, kann dies in Einzelkabinen tun«.[80] Weiter ging es in die Toskana, wo Montaigne die Medici-Villa Pratolino und die Wasserspiele im Garten bewunderte.[81] »Auch eine treffliche Schwitzstube hat der Palast.«[82] Ferdinand III. von der Toskana hat dieses Badeappartement in Pratolino zusammen mit aufwendigen Grottenanlagen und Wasserspielen für seine Geliebte Bianca Capello errichten lassen.[83]



2. Jost Amman, Badestube, 1565 (Bundesmobilienverwaltung, Wien)

Im Frühjahr 1581 gelangte Michel de Montaigne schließlich nach Rom, wo er am 16. März eine römische Badeanlage besuchte: »Ich wählte die von San Marco; sie gelten als die vornehmsten (…) Eigentlich ist es üblich, dass man Freundinnen mitbringt, die dann vom Personal – jungen Burschen – ebenso eine Bürstenmassage erhalten wie man selbst.«[84] Nicht zugänglich waren Michel de Montaigne hingegen die privaten Baderäume der Päpste; zu nennen sind das Bad von Julius II. (1503–1513) im Vatikan und von Clemens VII. (1523–1534) in der Engelsburg, das heute noch erhalten ist.[85]

Auf der Rückreise suchte Montaigne noch mehrere Bäder in der Toskana auf, darunter Bangni di Lucca, über dessen Hauptbad er Folgendes berichtete: »Neu war mir eine Art Brausenraum, la doccia – Dusche – genannt: Röhren unterschiedlicher Höhe in der Wand, deren Düsen unablässig heißes Wasser auf die einzelnen Körperteile, namentlich den Kopf, herniedersprühen.«[86] Auf dem Wege besuchte er auch die von Kardinal Gianfrancesco Gam-

eva b. ottillinger, intime zeugen: vom waschtisch zum badezimmer, 2011

bara in den 1560er-Jahren errichtete Villa Lante in Bagnaio und die von Kardinal Alessandro Farnese in den 1570er-Jahren in Caprarola errichtete Villa Farnese mit ihren aufwendigen Wasserspielen in den Gartenanlagen,[87] deren Leitungstechnik sich nicht von jener der Badeanlagen unterschied.[88] Im weiteren Reiseverlauf berichtete Montaigne auch über die Praktiken der alltäglichen Körperhygiene wie Haar- und Bartpflege,[89] das Zähneputzen[90] sowie über das Händewaschen beim Essen.[91] Im Herbst 1581 ging es schließlich zurück nach Frankreich.

Im letzten, 1588 erschienenen Band seiner Essays, schrieb er rückblickend auf seine Bäderreise: »Ich habe gelegentlich meiner Reisen sozusagen alle berühmten Bäder der Christenheit gesehen und habe seit einigen Jahren angefangen, sie aufzusuchen: denn allgemein halte ich das Baden für heilsam und glaube, dass wir uns dadurch recht erheblichen Nachteilen für unsere Gesundheit aussetzen, dass wir diese Gewohnheit aufgegeben haben, die in vorigen Zeiten durchgängig bei fast allen Völkern beobachtet wurde und bei vielen noch in Gebrauch ist, sich täglich den Körper zu waschen; und ich kann mir nicht vorstellen, dass es uns nicht höchst abträglich sei, unsere Glieder so mit Schmutz verkrusten und unsere Poren verstopfen zu lassen.«[92]

Montaigne reagierte dabei auf die aktuelle Lehrmeinung der Ärzte, die in Pest-Zeiten dem gemeinsamen Baden misstrauten. In Paris wütete die Pest 1510 und 1561. Als Überträger der Seuche galten Miasmen, also giftige Dämpfe. N. Houvel schrieb dazu 1573 im »Taité de la peste« dazu: »Öffentliche Bäder und Dampfbäder werden in Zukunft nicht mehr besucht werden, weil sich durch die Hitze die Poren und kleinen Hautöffnungen leichter öffnen und so der Pesthauch eindringen kann.«[93]

Die Ablehnung öffentlicher Bäder kam nicht nur von ärztlicher Seite, in der frühen Neuzeit war, wie Norbert Elias in seiner grundlegenden Studie »Über den Prozess der Zivilisation«[94] darlegte, bei den gesellschaftlichen Eliten ein Ansteigen der Scham-Schwellen zu beobachten, was dem gemeinsamen Baden in öffentlichen Einrichtungen entgegenwirkte. Giovanni della Casa merkte in »Der Galateo, Traktat über die guten Sitten« 1509 dazu Folgendes an: »Man soll sich nicht entkleiden, vor allem nicht in der Öffentlichkeit die Hosen ausziehen, das heißt nicht in vornehmer Gesellschaft. Eine solche Verhaltensweise gehört sich an einem solchen Ort nicht, und es könnte geschehen, dass sich beide – derjenige welcher sie zeigt und derjenige, der sie sieht –, der entblößten Körperteile schämen. Unter Leuten soll man sich nicht kämmen oder die Hände waschen, denn dies ist keine Angelegenheit für die Öffentlichkeit. Eine Ausnahme ist beim Händewaschen erlaubt, nämlich dann, wenn man zu Tische geht, ja, in diesem Fall gehört es sich sogar, sie vor anderen zu waschen, auch wenn es eigentlich nicht nötig wäre, damit es jeder sieht, der mit dir in die selbe Schüssel greift.«[95]

Wie die Bäder von Ambras, Baden-Baden und Rom zeigen, verfügten einige Herrscher im 16. Jahrhundert jedoch über private Badeeinrichtungen. König Franz I. von Frankreich ließ in Fontainebleau 1532 ein Badeappartement unter der Galerie einbauen, das aus sieben Räumen bestand und über Badewannen, Dampf- und Schwitzbäder sowie ein großes Becken und Ruheräume verfügte.[96] Auch die mit Baldachinen bekrönten mobilen Holzwannen lassen sich auf Bildquellen noch bis um 1600 verfolgen. Anschauliches Beispiel ist das von einem anonymen Meister der Schule von Fontainebleau um 1592 angefertigte Porträt der Diana von Poitiers. Die Mätresse von König Heinrich II. von Frankreich ist als Halbakt in einer hölzernen Badewanne sitzend dargestellt.[97]

BADEGEWOHNHEITEN UND BADERÄUME IM 17. UND 18. JAHRHUNDERT

Ich liege in herrlichen, balsamischen Bädern, trinke am Vormittag und bin in keiner Weise incommodiert
Madame de Sévigné, Brief vom 9. 10. 1687

Georges Vigarello hat in seinem der »Geschichte der Körperhygiene seit dem Mittelalter« gewidmeten Buch »Le propre et la sale« 1985 die These vertreten, dass »Ende des 16., Anfang des 17. Jahrhunderts zwei Elemente dieser Körper**kultur fast vollständig** verschwinden, nämlich das **gesellige öffentliche** Baden und das individuelle private **Baden.«[98] Stattdessen** hätte die Leibwäsche eine neue Bedeutung bekommen. Das sichtbare Tragen von weißer Wäsche galt als Zeichen von Sauber**keit und Distinktion.[99] Die** verfügbare Stückzahl **an feinen Hemden stieg deutlich** an. Der Dichter **Molière hinterließ bei seinem** Tod 1673 beispielsweise **dreißig Hemden.[100] Da das** Wechseln der Leibwäsche im frühen 17. Jahrhundert in Frankreich als neue Form der Sauberkeit verstanden wurde, die das Baden abgelöst hat, verdeutlichte die Erklärung in Louis Savots 1624 erschienenem Architekturtraktat, warum der Einbau von Bädern heutzutage unnötig war: »Wir können leichter darauf verzichten als die Menschen der Antike, weil wir Leibwäsche haben, durch deren Gebrauch wir auf bequemere Weise den Körper sauber halten können, als die Bäder und Dampfbäder in der Antike vermochten, denen nicht die Annehmlichkeiten der Wäsche zur Verfügung stand.«[101]

Die führenden Ärzte rieten um die Mitte des 17. Jahrhunderts vom Baden gänzlich ab. Theophraste Renaudot, der Leibarzt Ludwig XIII., legte diese Warnung in seinen 1655 erschienenen »Receuile général des questiones traitées et conférence du bureau d'adresse« folgendermaßen dar: »Das Baden, ist es nicht aus medizinischen Gründen von höchster Dringlichkeit, ist nicht nur überflüssig, sondern für den Menschen zudem äußerst schädlich. Das Baden erschöpft den Körper und schwemmt ihn auf, was ihn empfindlich macht für schlechte Luft (…). Das Baden erfüllt den Kopf mit Dämpfen.«[102]

Kurbäder blieben beim Adel jedoch in Mode. So berichtete Marie de Rabutin-Chantal, Marquise de Sévigné (1626–1696) in einem Brief an ihre Tochter über ihren Aufenthalt in Vichy im Mai 1676: »Heute habe ich mit der Dusche begonnen. Es ist eine recht gute Wiedergabe des Purgatoriums: Man steht ganz nackt in einem kleinen Raum unter der Erde, wo eine Frau eine Röhre mit **diesem heißen Wasser** dahin richtet, wo man will. **Der Zustand in dem einem** kaum ein Feigenblatt als **ganz Bekleidung bleibt**, ist etwas demütigend. Ich nahm meine beiden Zofen mit, um wenigstens bekannte Gesichter zu sehen.«[103] Die Anwendungen sollten dem Verständnis der Medizin nach zur Harmonisierung der Körpersäfte dienen und wurden daher häufig vom Purgieren, dem »Abführen«, begleitet. Im Oktober 1687 verlief der Badeaufenthalt für Madame de Sévigné in Bourbon wesentlich angenehmer; ihrer Tochter schrieb sie: »Ich musste nicht brechen und wurde nur mild purgiert. Weil ich keine schlechten Säfte habe, wurden mir richtige Brechmittel erspart. Ich liege in herrlichen, balsamischen Bädern, trinke am Vormittag und bin in keiner Weise incommodiert.«[104]

Der Blick auf andere europäische Länder zeigt eine weit weniger radikale Abkehr vom Waschen und Baden als die französischen Schriftquellen, auf die sich Georges Vigarello stützte, den Anschein machten. Dabei gilt es, den Blick auf vielfältige Quellen zu richten.

Im Germanischen Nationalmuseum befindet sich eine Sammlung von Nürnberger Puppenhäusern des 17. Jahrhunderts. Diese waren kein Spielzeug, sondern dienten der hauswirtschaftlichen Ausbildung von Bürgertöchtern. Sie stellen auf plastische Weise ein idealtypisches Hauswesen im Kleinen dar und geben uns daher auch authentischen Einblick in die Wasch- und Badegewohnheiten. In den Wohnstuben der Puppenhäuser finden sich stets Waschkästen, die zum Händewaschen vor und nach dem Essen dienten. Darüber hinaus gibt es auch in den Schlafkammern Waschkästen, die offenbar der täglichen Morgentoilette dienen. Dafür notwendige Toilettegegenstände wie Schwämme und Bürsten kann man griffbereit daneben hängen sehen.[105] Der Waschkasten, ein bereits in der Spätgotik vor 1500 entwickelter Möbeltyp (FT 5 und Kat.-Nr. 1), blieb im 16. Jahrhundert in Funktion und Aufbau unverändert, sein Dekor folgte jedoch der neuen Formenwelt der Renaissance. Eine Radierung von Daniel Hopfer aus dem frühen 16. Jahrhundert zeigt einen solchen Waschkasten im aktuellen Renaissance-Stil sowie zwei Wasserbehälter (Abb. 3). Ein Weiterleben fand dieses Hygienemöbel bis ins 18. und frühe 19. Jahrhundert im sakralen Bereich in Sakristeien (Kat.-Nr. 2, 3).[106] Neben den

eva b. ottillinger, intime zeugen: vom waschtisch zum badezimmer, 2011

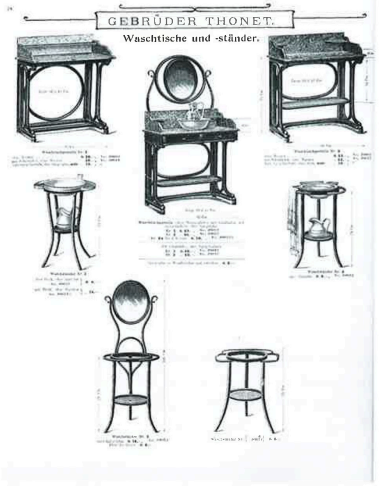
Ein Juwel ist das Bad.
Adolf Loos, Die Interieurs in der Rotunde, 1898

Empfehlungen für eine sorgfältige und regelmäßige Körperpflege blieben im 18. und 19. Jahrhundert keineswegs auf adelige Kreise beschränkt. In Schulen und Internaten, beim Militär und in Kadettenanstalten, in Spitälern und Gefängnissen wurden auch Standards der Körperhygiene vermittelt. Ziel der aufgeklärten Herrscher war es dabei, das Volk als Humanressource gesund und damit arbeitsfähig zu erhalten.[209] Darüber hinaus erlangten Kaltwassertherapien und Badekuren bei der aufgeklärten Ärzteschaft, aber auch in der Volksmedizin eine gesteigerte Bedeutung. Man denke nur an den schlesischen Bauern Vinzenz Prießnitz oder an Pfarrer Sebastian Kneipp.[210] Den Vorstellungen seiner Zeit entsprechend, empfahl daher der Arzt Christoph Wilhelm Hufeland 1801 im »Journal des Luxus und der Moden«, einer Art »Modeheft«, in dem man sich über die neuesten Kleider-, Möbel- und Kutschenformen informieren konnte, zur Körperhygiene Folgendes: »Man wasche sich täglich mit frischem Wasser den ganzen Körper, und reibe die Haut stark, wodurch sie äußerlich viel Leben und Gangbarkeit erhalte. Man bade Jahr aus Jahr jede Woche wenigstens einmal in lauem Wasser, wozu sehr nützlich noch eine Abkochung von fünf bis sechs Lot Seife gemischt werden kann.«[211]

Zu Hause ein Bad zu nehmen war für weite Kreise der Bevölkerung eine mühevolle und schwierige Angelegenheit. Das Bedürfnis danach konnte in neuen, öffentlich zugänglichen Badeeinrichtungen gestillt werden, den Badeschiffen an Flüssen. In Paris gab es ab 1785 ein Badeschiff an der Seine,[212] in Wien lag das Badeschiff des Dr. Paskal Joseph Ferro, das in josefinischer Zeit beim Tabor lag.[213] In den 1840er-Jahren entstanden in Wien Schwimmhallen wie das Dianabad oder das Sophienbad, in denen auch Dampf- und Duschbäder angeboten wurden.[214]

Problematisch blieb jedoch die Wasserversorgung der Haushalte. Zwar gab es in Wien auch nach der Römerzeit lokale Wasserzuleitungen wie die 1562 unter Ferdinand I. zur Versorgung der Hofburg errichtete »Siebenbrunner Hofwasserleitung«, die Hernalser Wasserleitung oder die aus Hütteldorf kommende, 1804 unter Herzog von Albert von Sachsen-Teschen errichtete »Albertinische Wasserleitung«.[215] Der Großteil der Bevölkerung musste sich jedoch an Brunnen oder bei umherfahrenden Wasserverkäufern versorgen.[216] Das Anwachsen der Städte machte das Problem der Versorgung mit sauberem Trinkwasser, aber auch der Entsorgung von Abfällen und Abwässern immer dringlicher. So galt es auch Unrat, Schlachtabfälle, Fäkalien zu entfernen und nicht zuletzt die überbelegten Friedhöfe aus der Stadt zu verlegen.[217] In Paris[218] wurde die Situation bereits im 18. Jahrhundert überaus prekär, in Wien führten der Eis-Stoß auf der Donau im Winter und das Hochwasser im Frühjahr 1830[219] zu einer verheerenden Cholera-Epidemie, da der Wienfluss und andere Wiener Bäche wegen des aufgestauten Wassers und Eises nicht rasch genug abfließen konnten, sodass der mitgeführte Unrat aus Gewebebetrieben und Haushalten die angrenzenden Grundwasserbrunnen verseuchte. Zur Abwendung dieser Gefahr wurden unter Kaiser Franz I. von Österreich der »Cholerakanal« und unter Kaiser Ferdinand I. 1835 bis 1841 die »Kaiser Ferdinand-Wasserleitung« errichtet.[220] Die Kapazität dieser Wasserleitung reichte jedoch für die weiter wachsende Großstadt nicht aus, sodass unter Kaiser Franz Joseph I. 1870 mit dem Bau einer Hochquellenwasserleitung begonnen wurde, die aus dem Rax-Schneeberg-Gebiet gespeist wurde. Im Oktober 1873 wurde die Erste Wiener Hochquellenwasserleitung eröffnet. [221] Damit waren erstmals seit der Römer-Zeit die technischen Voraussetzungen dafür gegeben, dass Wiener Wohnhäuser an die kommunale Wasserversorgung angeschlossen hätten werden können.

Die Wiener Bauordnung von 1868 nannte zwar Aborte und Kanäle bzw. Senkgruben, aber noch keine Wasserversorgung.[222] Bei der gesetzlichen Neufassung von 1883 hieß es im neuen § 62 »Wasserbeschaffung«: »Bei Neu- und Umbauten ist dort, wo Röhren der Hochquellenleitung liegen, das Wasser in die Häuser zu führen.«[223] Badezimmer wurden in dieser Neufassung der Bauordnung jedoch nicht erwähnt.



21. »Waschtische- und ständer«, in: Gebrüder-Thonet-Katalog, 1904 (Bundesmobilienverwaltung, Wien)



22. »Garnitur Nr. 221«, in: Gebrüder-Thonet-Katalog, 1904 (Bundesmobilienverwaltung, Wien)

In den Mietwohnhäusern der Vorstädte, den sogenannten »Zinskasernen«, erreichte das Fließwasser nur die Gänge, wo es aus einem Wandbrunnen aus emailliertem Gusseisen, der »Bassena« (Kat.-Nr. 76), gezapft werden konnte. Von dort musste das kalte Wasser in Krügen oder Kübeln in die Wohnungen getragen werden, wo es zum Trinken, zum Kochen, zum Waschen der Wäsche und zur täglichen Körperhygiene, die mithilfe eines Lavoirs am Waschtisch verrichtet wurde, Verwendung fand.

Die Waschtische und Toilettetische in den Toilettekabinetten der kaiserlichen Familie waren durchwegs handwerklich hochwertige Einzelanfertigungen. In Form und Funktion verwandte Möbel, die anstelle von teurem Mahagoni aus heimischen Hölzern angefertigt wurden, fanden auch im bürgerlichen Ambiente Verwendung. Für Arbeiterfamilien, Handwerksgesellen oder Hausangestellte waren solche Möbel jedoch unerschwinglich. Die Hersteller von Möbeln aus gebogenem Holz und aus Metall erkannten diesen Massenbedarf und fertigten Hygienemöbel aus neuen Werkstoffen in Serienproduktion. Die Bugholzmöbelproduzenten »Gebrüder Thonet« boten im Firmenkatalog von 1885 bereits zwei »Waschtisch-Gestelle« und Ankleide- bzw. Toilettespiegel an.[224] Im wesentlich umfangreicheren Katalog von 1904 war den »Waschtischen und -ständern« bereits eine ganze Seite gewidmet (Abb. 21). Darüber hinaus wurden komplette Schlafzimmereinrichtungen angeboten, zu denen auch »Waschkästen« gehörten (Abb. 22). Und Metallmöbelfabrikanten wie die »Erste k.k. priviliegierte Eisenmöbel-Fabrik und Metallgießerei August Kitschelt's Erben« und die »Eisenmöbelfabrik und Eisengießerei Josef & Leopold Quittner« produ-

eva b. ottillinger, intime zeugen: vom waschtisch zum badezimmer, 2011

Österreichische Nationalbibliothek, Schloß Schönbrunn Kultur- und Betriebsges.m.b.H., Technisches Museum Wien, Wien Museum Karlsplatz, Wiener Stadt- und Landesbibliothek;
in Berlin: Gemäldegalerie und Kunstbibliothek der staatlichen Museen/bpk;
in Bremen: Kunsthalle;
in Dresden: Deutsches Hygiene Museum;
in Heidelberg: Universitätsbibliothek;
in Nürnberg: Germanisches Nationalmuseum;
in Stuttgart: Staatsgalerie;
in London: The Royal Collection und The Wallace Collection;
in Paris: Parisienne de Photographie/Roger-Viollet;
in den USA: Minneapolis Institute of Arts.

Für Unterlagen und Informationen danken wir darüber hinaus:
Wolfgang Bauer (Beletage, Wien), Generalleutnant Christian Clausen, René Edenhofer, Dr. Lieselotte Hanzl-Wachter (Marchfeldschlösser Revitalisierungs- und Betriebsgesellschaft), Mag. Petra Kalousek (Hofburgprojekt der ÖAW), Kunsthandel Patrick Kovacs, Gerhard Posch (Firma H. Enders), Dr. Petra Krutisch (Germanisches Nationalmuseum Nürnberg) und den Kollegen vom Haus-, Hof- und Staatsarchiv.

Für die Gestaltung der Ausstellung sorgte auf einfühlsame Weise Mag. Markus Reuter. Die aufwendigen Restaurierungen der Exponate sowie die Rekonstruktion der Biedermeier-Draperien des Toilettekabinetts von Erzherzogin Maria Anna wurden vom gesamten Team der Bundesmobilienverwaltung mit großen Fachwissen und Einsatz durchgeführt. Ihnen allen danke ich für die gute Zusammenarbeit herzlich.

Mein abschließender Dank gilt meinen KollegInnen im Bundesministerium für Wirtschaft, Familie und Jugend MR Dr. Ilsebill Barta, Mag. Andreas Gugler, Dr. Catharina Charlotta Scheich, Dr. Kurt Schimak, Sabine Appl und Ingrid Hajek für ihre vielfältige Unterstützung.

VOM WASCHTISCH ZUM BADEZIMMER

ZUR GESCHICHTE DER KÖRPERHYGIENE UND DES PRIVATEN BADES IN EUROPA

Eva B. Ottillinger

Das Badezimmer mit Fließwasseranschluss und fix installierter Badewanne, wie wir es heute kennen, entstand im späten 19. Jahrhundert. Wesentliche Voraussetzungen dafür waren eine kommunale Trinkwasser-Versorgung und Abwasser-Entsorgung sowie das Entstehen eines neuen Berufsstandes, der des Installateurs. Der Wiener Architekt und Kulturkritiker Adolf Loos widmete dem englischen »Plumber« – zu Deutsch: Spengler oder Klempner – 1898 einen Artikel in der Neuen Freien Presse, in dem er die Bedeutung dieses Berufes folgendermaßen beschrieb: »Aber ohne den plumber gebe es kein neunzehntes jahrhundert. Er hat ihm seinen stempel aufgedrückt, er ist uns unentbehrlich geworden. Und doch müssen wir ihn französisch benennen, wir sagen zu ihm installateur.«[1] Der Artikel von Loos erschien 1898 wohl nicht zufällig zum zehnjährigen Bestandsjubiläum der »Genossenschaft der consessionirten Gas- und Wasserleitungs-Installateure«, die sich in Wien 1888 zusammengeschlossen hatten.[2]

Die Entwicklung des modernen Badezimmers gehört zur Geschichte der anonymen technischen Innovationen. Es ist daher nicht überraschend, dass eine der ersten historischen Abhandlungen über die haustechnischen Aspekte von Bädern im Kapitel »The mechanization of the bath« von Siegfried Giedeons 1948 erschienener Studie »Mechanization takes command, A contribution to anonymous history« zu finden ist.[3]

In früheren Zeiten wurde das Baden oft außerhalb der eigenen Wohnung und in geselliger Form praktiziert. Man denke nur an die römischen Thermen-Anlagen oder die Badestuben des Mittelalters. Zu Hause wurde die Körperhygiene hingegen mithilfe mobiler Gerätschaften bewerkstelligt. Unser besonderes Interesse gilt den Hygienemöbeln beginnend mit den Waschkästen, über Toilette- und Waschtische bis zu den Bidets, »Zimmerretiraden« und mobilen Badewannen.

Bei den Verrichtungen zur Körperhygiene ging es nicht ausschließlich um Sauberkeit, sondern auch um gesellschaftliche Umgangsformen. So gehörte etwa das Händewaschen bei Tisch seit alters her zu den guten Sitten und das »Toilette-Machen« war bei Hofe ein wichtiger Teil des Zeremoniells.

Für die Geschichte der Körperhygiene sind daher neben Badebauten, Baderäumen und Gerätschaften auch schriftliche Quellen sehr aufschlussreich. Diese reichen von der Dichtung über religiöse und autobiografische Texte bis hin zu Archivdokumenten und Medienberichten. Darüber hinaus können bildliche Darstellungen von der Grafik über die Malerei bis hin zu Fotografie und Werbung zusätzliche Informationen über Badepraktiken und Körperhygiene enthalten.

DIE ANTIKE BADEKULTUR

Balnea, vina, Venus corrumperunt corporem, sed vitam feciunt.

Römische Grabinschrift

Die europäische Badekultur reicht zurück bis in die Antike. Im Palast von Knossos auf Kreta gab es bereits im zweiten vorchristlichen Jahrtausend Badezimmer mit Badewannen. Zur Wasserversorgung diente in der Stadt ein System von Terrakotta-Rohren.[4]

An den Höfen des Mittelmeerraumes galt es als eine Selbstverständlichkeit, dem Gastfreund nach den Strapazen der Reise zunächst ein Bad bereiten zu lassen und dann zu Tisch zu laden. Agamemnon, dem mythischen König von Mykene und Anführer des griechischen Heeres vor Troja, wurde dies bei seiner Rückkehr zum Verhängnis. Als Agamemnon nach der zehnjährigen Belagerung der Stadt siegreich nach Mykene zurückkehrte, wurde er von seiner Gattin Klytaimnestra und ihrem Geliebten Aigisthos aus Rache dafür, dass der König vor der Abreise nach

eva b. ottillinger, intime zeugen: vom waschtisch zum badezimmer, 2011

Troja seine Tochter Iphigenie opfern ließ, um die Göttin Artemis für die Überfahrt nach Ionien günstig zu stimmen, im Bade ermordet.[5]

Auch Homer berichtete in der »Odyssee« an mehreren Stellen von diesen Badegewohnheiten. Im dritten Gesang hören wir, wie Telemach auf der Suche nach seinem Vater Odysseus bei Nestor gastlich aufgenommen wurde:

»Den Telemachos badete dann Polykaste, die schöne,
Nestors spätgeborene Tochter, des Neleiaden.
Als sie darauf nach dem Bad ihn gesalbt mit dem glänzenden Öle,
Und ihn wohl gehüllt mit prächtigem Mantel und Leibrock,
Stieg er aus dem Bad, an Gestalt Unsterblichen ähnlich,
Ging und setzte sich hin bei Nestor, dem Hirten der Völker.«[6]

Im zehnten Gesang wurde dann detailreich beschrieben, wie die Zauberin Kirke für den weitgereisten Odysseus durch ihre Dienerin ein Bad bereiten ließ, bevor sie ihn zu Tisch bat:

»Aber die vierte Magd trug Wasser und zündete Feuer
Unter dem großen Dreifuß an, das Wasser zu wärmen.
Und nachdem das Wasser gekocht im blinkenden Erze,
Setzte sie mich in das Bad und goss aus dem mächtigen Dreifuß,
Lieblich gemischtes Wasser mir über das Haupt und die Schultern,
Bis sie die Glieder erlöst von herzergreifender Mattheit.
Da sie mich aber gebadet und mich gesalbt mit dem Öle,
Gab sie mir um den prächtigen Mantel über den Leibrock,
Und dann führte sie mich ins Gemach zum silberbeschlagenen
Schön künstlichen Sitz, mit fußstützenden Schemel.
Eine Dienerin brachte in schöner goldener Kanne
Wasser und netzte über dem silbernen Becken zum Waschen
Mir die Hände und stellte vor mich den geglätteten Tisch hin.«[7]

Gebadet wurde in warmem Wasser, danach wurde die Haut mit Salbölen eingecremt. Zum Händewaschen bei der Tafel dienten eine Wasserkanne und ein Wasserbecken.

Diese Annehmlichkeit war nicht nur auf fürstliche Paläste beschränkt oder Helden nach abenteuerlichen Reisen vorbehalten, auch in Wohnhäusern gab es Bade- bzw. Waschräume, die häufig neben der Küche lagen. Dort befanden sich eine Sitzwanne aus Terrakotta und ein von einer Säule getragenes Waschbecken (louterion, von: loutein – waschen) aus Bronze, Terrakotta oder Marmor.[8] Das Vasenbild eines Kraters in der Antikensammlung des Kunsthistorischen Museums in Wien zeigt junge Frauen, die sich bei einem solchen Becken waschen. Die rot-figurige Vasenmalerei aus der Mitte des 5. Jahrhunderts v. Chr. lässt deutlich erkennen, dass zur Körperpflege ein metallenes Schabeisen (strigilis) und Salböl Verwendung fanden, das in einer kleinen Flasche aufbewahrt wurde (FT 1).

Neben diesen privaten Bädern entwickelten sich in den Sportstätten auch öffentliche Badeeinrichtungen. In den Palästren und Gymnasien gab es zunächst Waschräume, wo sich die Knaben und Männer nach Übungen Öl und Sand abwaschen konnten.[9] Im 5. Jahrhundert entstanden, wie etwa in Olympia, Schwimmbecken mit angeschlossenen Massage- und Ruheräumen.[10] Diese Schwimm- und Badeeinrichtungen waren zunächst Kaltbäder, die zur Abhärtung dienen sollten, da ein warmes Bad – so Platon in den »Nomoi« – nur Alten und Kranken vorbehalten sein sollte. Der Arzt Hippokrates (460–377 v. Chr.) verschrieb Schwitzbäder und Thermalbäder für vielfältige Heilanwendungen.[11] Im 4. Jahrhundert entwickelten sich neue Heizungssysteme, die es ermöglichten, Badeanlagen auch in den kälteren Wintermonaten entsprechend zu beheizen.[12] In den griechischen Städten gab es auch unabhängig von Sportstätten öffentliche Badeeinrichtungen. Eine solche Badestube (balaneion) verfügte über einen Raum mit Badewannen und über einen Salbraum.[13] Von Griechenland aus verbreiteten sich die öffentlichen Badestuben in der gesamten hellenistischen Welt. Das Baden-Gehen gehörte, wie die von Vitruv überlieferte Geschichte des Archimedes von Syrakus (287–212 v. Chr.) zeigt, zu den alltäglichen Verrichtungen. Hieron der Jüngere von Syrakus hatte den Mathematiker beauftragt zu überprüfen, ob ein goldener Kranz, der als Weihegabe dienen sollte, tatsächlich zur Gänze aus Gold angefertigt worden oder ob Silber beigemengt worden war. »Während dieser darüber nachdachte, ging er zufällig in eine Badestube und, als er dort in die Badewanne stieg, bemerkte er, dass ebenso viel wie er von seinem Körper in die Wanne eintauchte, an Wasser aus der Wanne herausfloss. Weil [dieser Vorgang] einen Weg für die Lösung der Aufgabe gezeigt hatte, hielt er sich daher nicht weiter auf, sondern sprang voller Freude aus der Badewanne, lief nackend nach Hause und rief mit lauter Stimme, er habe das gefunden, was er suche. Laufend rief er nämlich immer wieder griechisch: »Heureka!« – »Ich hab's gefunden!«[14]

Der römische Architekturtheoretiker Vitruv (um 70/60–um 10 v. Chr.) gab in seinem um 22 v. Chr. verfassten Traktat »De architectura libri decem« (Zehn Bücher über Architektur) auch einen Einblick in die Badearchitektur im Rom der späten Republik und der frühen Kaiserzeit. Voraussetzung für die Thermen und öffentlichen Latrinenanlagen war eine komplexe kommunale Infrastruktur, die von Wasserleitungen bis zu Kanalsystemen reichte und die sukzessive im gesamten römischen Imperium Verbreitung fand. In Rom gab es bereits um 300 v. Chr. die erste große Wasserleitung, die Aqua Appia. So überrascht es nicht, dass Vitruv das achte Buch seines Architekturtraktates zur Gänze dem Wasser gewidmet hat. Das sechste Kapitel dieses Buches hat die »Anlage einer Wasserleitung, Graben von Brunnen und Zisternen« zum Thema und enthält detaillierte Informationen über gemauerte Wasserrinnen sowie Blei- und Tonröhren.[15]

Im fünften Buch, das den öffentlichen Bauten gewidmet ist, beschäftigte sich Vitruv neben der Markt-Basilika und dem Theater auch mit der Anlage von Bädern. Er empfahl einen möglichst warmen Bauplatz, der nicht nach Norden ausgerichtet sein sollte und Licht möglichst von Südwesten erhalten sollte, »weil die Badezeit vornehmlich von Mittag bis Abend festgesetzt ist«.[16] Die Gebäude sollten mittels Fußbodenheizung (suspensura) erwärmt werden und es sollten drei Wasserkessel für kaltes, lauwarmes und heißes Wasser vorhanden sein.[17] Dementsprechend verfügten die römischen Thermenanlagen über eine Abfolge von Räumen mit unterschiedlichen Temperaturen: Nach dem Umkleideraum (apodyterium) betrat man zu Beginn den Kaltbaderaum (frigitarium), wo sich die Besucher zunächst reinigten und später abkühlen konnten. Es folgte ein mäßig erwärmter Baderaum (tepidarium) mit Ruhebänken und Wasserbecken und das eigentliche Warmbad (caldarium) sowie ein Schwitzraum mit trockener Hitze (laconicum) bzw. ein Dampfbad (sudatorium).[18]

Der Badebesuch diente nicht ausschließlich der Körperhygiene, sondern war eine gemeinschaftliche und lustbetonte Angelegenheit. Der römische Autor Petronius (um 14–66 n. Chr.) schilderte im Schelmenroman »Satyricon« das gemeinsame Baden als Teil eines sorglosen Luxuslebens folgendermaßen: »Wir gingen daher ins Innere des Bades, ließen uns durch die Hitze in Schweiß bringen und gingen dann eilig unter die kalte Dusche. Trimalchio hatte sich bereits mit Salböl übergießen lassen und wurde abgetrocknet – nicht mit Leinentüchern, sondern mit Überwürfen aus ganz weicher Wolle. Inzwischen tranken drei Masseure vor seinen Augen Falnerwein: als sie sich rauften und dabei den meisten Wein verschütteten, sagte Trimalchio: ›Die trinken auf mein Wohl.‹ Dann ließ er sich in einen scharlachroten Schlafrock aus Flausch wickeln und in die Sänfte setzen.«[19] Im Sinne dieses Lebensgefühls war auf einem römischen Grabstein zu lesen, dass die Bäder, der Wein und die Liebe zwar den Körper verderben, aber das Leben ausmachen würden; die Inschrift lautet: »Balnea, vina, Venus corrumperunt corporem, sed vitam feciunt.«[20]

Badeanlagen gab es in großen Villen. Die öffentlichen Bäder wurden von der öffentlichen Hand oder von privaten Investoren betrieben. Männer und Frauen benutzten die Bäder zu unterschiedlichen Zeiten, größere Badeanlagen verfügten über nach Geschlechtern getrennte Bereiche.

Die Stabianer Therme in Pompeji aus der Zeit um 140 v. Chr. gehört zu den ältesten erhaltenen Thermenanlagen. Die Therme war mit einer Palästra

eva b. ottillinger, intime zeugen: vom waschtisch zum badezimmer, 2011

den zu sein, und erst recht an einem Tag mehrfach, war unzweifelhaft ein Zeichen großen gesellschaftlichen Ansehens. Führt man sich nun vor Augen, daß ein gelungenes Gastmahl, von dem man in der Stadt auch nachher noch sprechen sollte, wesentlich von den Speisen und der sonstigen theatralischen und musikalischen Unterhaltung abhing, wird deutlich, mit welch immensem Aufwand solche Gelage durchgeführt werden konnten.[28]

Die Größe der Küchen und die Länge ihrer Steintische können daher mit Zuversicht auf solche Gelage bezogen werden. Eine Vielzahl von Feuerstellen diente der Zubereitung zahlreicher Gänge eines opulenten Mahls. Die dahinterstehende organisatorische Leistung kommt auch in der zunehmenden Wertschätzung von Köchen zum Ausdruck, die wir der antiken Literatur entnehmen können. Es handelte sich um hochspezialisierte Sklaven, die äußerste Anerkennung genossen und für die Vermögen bezahlt wurden. Während man sie anmieten konnte, sprach etwa Cicero von seinem eigenen Koch, dessen Leistungen er mit den bekanntesten Köchen seiner Zeit verglich und stellvertretend für die Qualität seiner Convivia zitierte.

Was aber geschah aus Sicht dieser Köche und der übrigen Sklaven, wenn der eigene Patron eingeladen war und auswärts speiste? Herumlungernde Sklaven, die die Abwesenheit ihres Herrn zu ihrem eigenen Vergnügen nutzten, sind uns zum Beispiel aus den Komödien des Plautus aus dem 2. Jh. v. Chr. bekannt. Abgesehen vom Unterhaltungswert dieser Situationen, in denen der Sklave plötzlich kein sklavisch Arbeitender mehr war, erlauben diese Schilderungen jedoch die Annahme, daß an Tagen ohne Gäste die eigene »Küche kalt blieb«. Die Sklaven und jene im Haus Zurückgebliebenen hatten die Möglichkeit, sich über die zahlreichen Garküchen der Stadt zu versorgen.

Das wirft ein weiteres Licht auf die Funktion pompejanischer Küchen. Der enge Zusammenhang mit der Entstehung aufwendiger Gelageräume zeigt, daß die Küche nicht wie heute der unabhängigen Selbstversorgung aller Hausbewohner dienen sollte. Es ging auch nicht darum, mit der Errichtung von Küchen einem gewachsenen Bedürfnis nach privater Abgeschiedenheit Rechnung zu tragen. Das gleichzeitige Nebeneinander von Küchen in den großen Domus und den über die gesamte Stadt verteilten offenen Garküchen und kleinen Lokalen muß anders erklärt werden: Von den unterschiedlichen Einrichtungen wurde ein jeweils anderes Publikum bedient. In kleinen Häusern konnte man aus diesem Grund auf Küchen eher verzichten, eine Annahme, die durch den Befund Pompejis bestätigt wird. Es scheint daher kein Zufall zu sein, wenn bis heute in Pompeji kein luxuriös ausgestattetes Restaurant, etwa für Gäste der führenden Familien, identifiziert werden konnte: In diesen Kreisen speiste man unter sich, in den eigenen vier Wänden.

[28] Besser als auf jede moderne Darstellung greift man noch immer auf das »Gastmahl des Trimalchio« im Satyricon des Petronius aus der Mitte des 1. Jhs. n. Chr. zurück.

nur für lehrveranstaltungszwecke der tu graz

5.4 Das Bad als geselliger Ort

Mit dem Wissen um die andersartige Nutzung von Funktionsräumen wie der Küche soll im folgenden auch nach der Bedeutung von Bädern in Wohnhäusern gefragt werden. Dazu ist ein kurzer Blick auf die städtebauliche Situation Pompejis notwendig. Seit dem späten 2. Jh. v. Chr. sind im Bereich der sogenannten Altstadt innerhalb von zwei Generationen drei öffentliche Thermengebäude umgebaut oder neu errichtet worden, die Stabianer Thermen und die Forumsthermen sowie die nicht lange benutzten sogenannten republikanischen Thermen. Im Vergleich zu den älteren Schwitzbädern, deren winzige Räume mit Becken glühender Holzkohle beheizt wurden, bestand ihre wesentliche Neuerung in der Verwendung eines Systems von Hohlräumen unter dem Fußboden und vereinzelt auch in den Wänden, mit denen jetzt auch größere Räume erwärmt werden konnten. Hinzu kam die Ausstattung mit gleichfalls beheizten Becken, die ein Warmwasserbad erlaubten. Die Zahl von drei, in kurzem zeitlichen Abstand errichteten oder renovierten Thermenbauten spricht für ein spürbar gestiegenes Bedürfnis nach neuestem Badekomfort. Es ist daher nicht verwunderlich, wenn der nachmittägliche Thermenbesuch bald zum festen Bestandteil des Tagesablaufs eines römischen Bürgers wurde.

Nach heutiger Kenntnis ist die erste private Badeanlage Pompejis, die ein Wasserbad gestattete, nur wenig später, noch in der ersten Hälfte des 1. Jhs. v. Chr., in der Casa del Labirinto errichtet worden. Dieses Bad (21, 22), das im Lateinischen wohl mit dem Begriff *balneum* bezeichnet wurde, lag unmittelbar nördlich von der Küche, um von hier aus über ein vergleichbares Heizungssystem erwärmt zu werden. Die erste Anlage, die nach neuen Untersuchungen im frühen 1. Jh. n. Chr. auf Kosten einer benachbarten Arbeits- oder Schlafkammer erweitert wurde, umfaßte ursprünglich wohl nur zwei kleine Räume. Vom Korridor (15) aus gelangte man über eine kleine Tür in einen Vorraum (21), der wohl als Entkleidungs- und zeitweiliger Aufenthaltsraum gedient haben dürfte. Durch einen noch kleineren Durchgang betrat man dann den eigentlichen Baderaum (22). Zwei rechteckige Nischen dürften ehemals die bronzenen Wannen (Alvei) aufgenommen haben, während in der halbrunden Apsis nach Vergleichen mit anderen Bädern ein flaches Wasserbecken auf hohem Fuß gestanden haben muß. Dieses als Labrum in schriftlichen Quellen erwähnte Becken enthielt kaltes Wasser und diente der Abkühlung nach dem Entsteigen der Wanne.

Im Zusammenhang mit der Frage der Nutzung hauseigener Bäder gilt es, sich drei Besonderheiten klarzumachen. Zunächst waren die Räume ausgesprochen klein, mitunter nicht größer als 4 m², und boten nur selten Platz zur ungehinderten Bewegung zahlreicher Personen. Während sie technisch sehr aufwendig konstruiert sein konnten, bestand der wesentliche Unterschied zu den städtischen Gebäuden gerade in diesem Größenunterschied. Zweitens dürfte der erhebliche Konstruktionsaufwand entscheidend dazu beigetragen haben, daß bis

nur für lehrveranstaltungszwecke der tu graz

dickmann, jens-arne: das bad als geselliger ort, in: gdw1, s663-666

TU Graz
institut für wohnbau i_W

in der Frühzeit auf Böcken wie die übrigen Tische, *mensa cum trecellis*. Horizontale Bretter darüber waren ein selbstverständliches Hilfsmittel zum Aufstellen des Geschirrs. Aus diesen Elementen setzt sich der Stollenschrank zusammen, der sich im fünfzehnten Jahrhundert zum repräsentativen Möbel entwickelt hat und bei dem die Zahl der Etageren zu einem sozialen Rangabzeichen wurde.

Wegen der hauptsächlich auf das rein Stilgeschichtliche konzentrierten Untersuchungen herrscht noch weitgehende Unsicherheit darüber, wie und wo die Typen entstanden, aus denen sich unsere intime Umgebung zusammensetzt. Es fehlt eine Geschichte der Typologie, die die seit der sechzig Jahre zurückliegenden Arbeit Havards angehäuften neuen Tatsachen berücksichtigt. Kein Lexikon, sondern eine Typengeschichte des Möbels ist nötig, die die Beiträge der verschiedenen Länder im Norden und Süden vergleichend gegeneinander abwägt und ordnet. Flandern würde in einer solchen Geschichte sicher eine außerordentliche Rolle spielen.

Das fünfzehnte Jahrhundert hat in den verschiedenen Typen: Stuhl, Bank, Pult, Schrank, und in der stabilen Form, die es dem Tisch gab, die Grundlagen für unseren weltlichen Komfort geschaffen.

Verglichen mit dem handwerklichen Raffinement des achtzehnten Jahrhunderts mögen diese Typen primitiv erscheinen, ihre künstlerische Behandlung ist es jedoch nicht. Aber selbst ihre künstlerische oder handwerkliche Behandlung enthält nicht das ganze Geheimnis ihrer Wirkung, denn sie sind nicht als isolierte Einzelstücke gedacht, sondern untrennbar von den spätgotischen Räumen, in denen sie wie eine Pflanze im Boden wurzelten.

Mittelalterlicher Komfort: Komfort des Raumes

Vom heutigen Standpunkt aus hat es im Mittelalter überhaupt keinen Komfort gegeben.

Die Einrichtung war fragmentarisch, die Heizung schlecht. Holz in großen Stößen verbrennen zu sehen, ist zweifellos etwas ewig Anziehendes. Das Mittelalter hat es verstanden, das offene Herdfeuer in das tägliche Leben miteinzubeziehen und dem Feuerplatz, dem Kamin, eine Form zu geben, die weit über das bloß Notwendige hinausreicht. Doch was für ein Rückfall in Primitivität gegenüber den römischen Villen mit ihren gleichmäßig durchwärmten Wänden und Böden, wie sie jenseits der Alpen zu finden waren, wo immer die Römer sich niedergelassen hatten.

In den mittelalterlichen Häusern war es kalt. Deshalb erscheinen auf den Miniaturen immer wieder ein kleiner runder Eßtisch, ein Arbeitstisch oder eine

Bank, die an die offene Flamme des Kamins gerückt sind, manchmal sogar Truhenbänke mit beweglicher Rückenlehne, so daß man sich abwechselnd dem Feuer zuwenden oder ihm den Rücken kehren konnte (Abb. 153).

Der gleiche Rückfall in Primitivität zeigt sich in der übrigen mittelalterlichen Einrichtung. Gab es überhaupt keinen Komfort? Konnte man die karge Ausstattung der Zimmer mit einer Reihe von Truhen, unförmigen Bocktischen und grob gezimmerten Bettstellen mit dem Namen Komfort bezeichnen?

Die kulturbildende Schicht des hohen Mittelalters bis tief ins dreizehnte Jahrhundert war das Mönchtum. Der Adel jagte und kämpfte in der Zeit des Rittertums. Wie der Adel Krieg führte und wie er liebte, hat in den großen mittelalterlichen Epen Gestalt gefunden, aber ein in weiterem Sinn kulturschaffendes Element war er nicht. Immer wieder stößt man im Mittelalter auf die anonyme Institution des Mönchstums, das die Last der kulturellen Verantwortung trug. Die Klöster der verschiedenen Orden waren im Laufe des frühen Mittelalters hochkomplizierte Organismen geworden. Sie waren die wichtigsten Träger der Kultur, Brennpunkte sozialer Aktivität, des Austausches mit anderen Ländern, und Stätten des Lernens und aller Bildung, in denen die alten Autoren aufbewahrt und auf lateinisch die zeitgenössischen Chroniken verfaßt wurden. Die großen Klosteranlagen waren zugleich Herbergen für die Umherziehenden, Armenhäuser und Spitäler. Die Ländereien der Klöster, die auf den Adel der Reformationszeit eine so große Anziehungskraft ausüben sollten, wurden von den Mönchen als mächtigen Gutsbesitzern und Landwirten großen Stils verwaltet. In einer Zeit anhaltender Unruhen waren die Klöster die einzigen Plätze relativer Sicherheit und Stabilität.

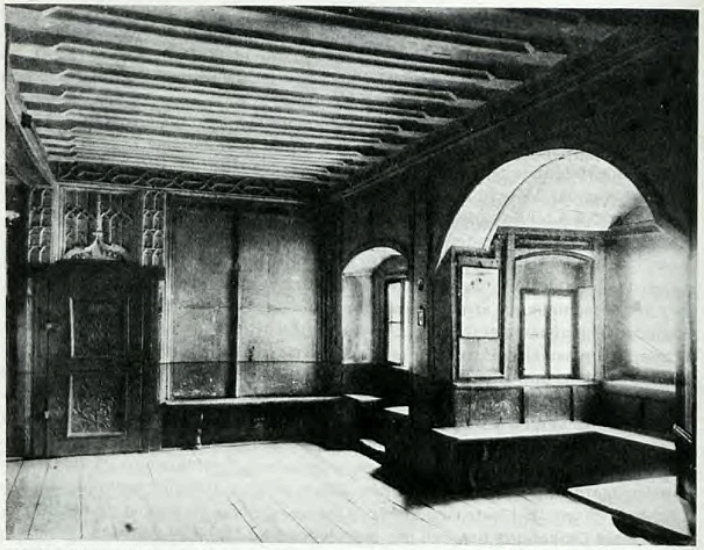
In dieser Umgebung hat sich das mittelalterliche Mobiliar gebildet. Innerhalb der Klostermauern wurden die Faltstühle aus Bronze oder Holz und andere kirchliche Thronsitze antiker Provenienz, das Chorgestühl, das Lesepult in Kapelle und Sakristei, die Schreibtische in den Zellen und die langen, schmalen Bocktische der Refektorien entwickelt. Stück für Stück wurden diese Möbel später vom weltlichen Haushalt übernommen.

Selbst die Waschstände, die in Nischen oder Eckschränke eingebaut wurden, spiegeln in ihrer Anordnung das mönchische Lavatorium wider. Sie bestehen aus einem schmalen Metallbehälter mit Hahn und darunter einem Waschbecken. Erst in Nischen stehend, wie das kugelförmige Becken in Dürers Marienleben, später in schlanker gotischer Proportion eingebaut in einen Eckwaschschrank werden sie schließlich mit dem Buffet zu einer Einheit verschmolzen.

Die mönchischen Lavatorien des dreizehnten Jahrhunderts (wie in St. Denis) waren gewölbte Räume, die in der Nähe der Refektorien lagen. In der Mitte war »ein gewöhnlich kreisrunder Brunnen, der mehrere Öffnungen besaß, aus denen schmale Wasserströme liefen«[66]. Hier nahmen die Mönche die vorgeschriebenen leichten Waschungen vor.

66 Havard, a.a.O., Bd. III, Kol. 281.

giedion, sigfried: die herrschaft der mechanisierung, s334-335



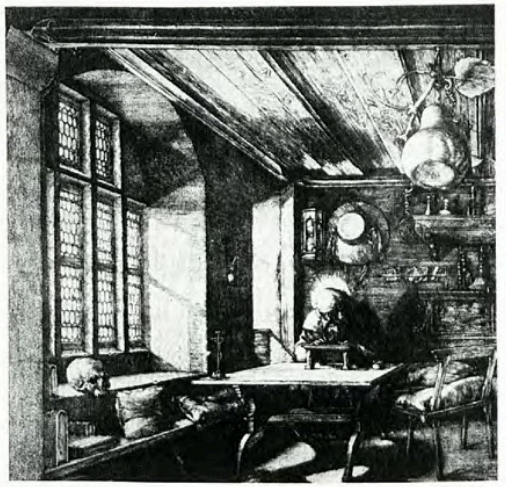
166. Der Raum der Äbtissin. Domnonnenkloster, Graubünden, Schweiz. 1512. (*Schweizer Nationalmuseum*)

Natürlich benutzte man immer Krüge, aus denen die Bedienten nach dem Essen das Wasser über die Hände schütteten. In Südfrankreich gab es sogar hölzerne oder eiserne Waschständer, deren Becken auf einem metallenen oder hölzernen Untersatz aufruhten[67]. Aber der Waschstand mit Wasserbehälter, Hahn und Becken ist etwas ganz anderes. Er gleicht vielmehr einem Ausschnitt aus dem monumentalen Lavatorium, das hier vereinfacht und auf bürgerlichen Maßstab reduziert erscheint.

Die Mönche hatten sich einem asketischen Verhalten und Leben geweiht. Eine Frage etwa, wie der Körper sich in einem Stuhl am besten entspannen könne, war für sie bedeutungslos und konnte sie nicht beschäftigen, da sie ihr Leben der Kasteiung des Fleisches geweiht hatten. In dieser ganzen Zeit bewahrte das mittelalterliche Interieur die Strenge seiner Ursprünge.

In Kontrast zu der Primitivität der Einrichtung steht die Kleidung der Bewohner (Abb. 144). Seit dem aufkommenden Wohlstand des vierzehnten Jahrhunderts

67 Ebd., Bd. II, Kol. 797.



167. ALBRECHT DÜRER: »Der heilige Hieronymus im Gehäus«. Kupferstich. 1514.

nahmen Seide und Brokat überhand. Die Gastmähler zogen sich über Tage hin; sie bestanden oft aus sechs Gängen, und jeder Gang war ein Mahl für sich[68]. Aber die Frauen mit ihren kostbaren Brokat- und Damastgewändern und den langen, hermelinverbrämten Ärmeln waren es gewohnt, dicht aneinandergedrängt auf Bänken ohne Rücklehne und an roh gearbeiteten Bocktischen sitzend ihr Mahl einzunehmen.

Erst während des fünfzehnten Jahrhunderts, und mehr noch im sechzehnten, zog das Bürgertum die Konsequenz aus seiner gewonnenen Macht und gab dem Inneren des Hauses sowie den einzelnen Gegenständen eine behaglichere und, wenn man will, eine weltlichere Note. Da tauchen in den Wohnräumen die Bänke mit Rücklehnen auf und mit ihnen die Kredenzen zum Anrichten der Speisen und die schlanken spätgotischen Stollenschränke auf hohen quadratischen Ständern.

Und doch gab es einen mittelalterlichen Komfort. Er ist nur in anderer Richtung zu suchen und kann nicht mit rein materiellen Maßstäben gemessen werden. Er wird fühlbar, sowie man einen mittelalterlichen Raum betritt. Die Freude und das

68 Mehrere dieser Menüs aus dem vierzehnten Jahrhundert haben sich erhalten. Jeder Gang enthielt die verschiedensten Gerichte und endete jeweils mit einem Dessert. Allerdings sind es flandrische Menüs aus der reichsten Gegend Europas, aber die Vielfältigkeit der Auswahl an Wild, Geflügel aller Art und Fischen, an Weinen aus verschiedensten Gegenden, an exotischen Desserts, Granatapfelkernen, Mandeln in Honig gebraten, ist trotzdem erstaunlich. Mitgeteilt in: Henri Hachez, *La Cuisine à travers l'histoire* (Brüssel, 1900), S. 138-146.

giedion, sigfried: die herrschaft der mechanisierung, s336-337

velangt.« Daher sei es gewöhnlich in den unteren Etagen anzulegen. Das Baden verlange Einsamkeit (»solitude«), was bedinge, daß der Badeflügel abseits des Schlosses liegen solle. Nun beschreibt der Architekt den Grundriß seines idealen Badeanlagenentwurfs. Zugang wird von der Orangerie her gewährt. Zunächst gelangt man »in einen runden Raum, der als Vorzimmer zur *Salle des Bains* dient. Ich habe in einer seiner Ecken eine Treppe [A] eingetragen, die zum Dach hinaufführt…«. Dem Eingang gegenüber führt eine Tür zur *Salle des Bains*, eine weitere Tür gewährt Zugang zum *Étuve*.

> »Die *Salle des Bains* ist groß genug, um dort zwei Badewannen aufzustellen [Anm. *: wie dies im Schloß von Saint Cloud der Fall ist]. Man sieht es selten, daß es nur eine gibt; sei es, daß zwei Personen sich gegenseitig Gesellschaft leisten und sich miteinander amüsieren in ihrer Einsamkeit (›solitude‹), sei es, daß solche Gemächer dadurch ihre Symmetrie wahren oder daß man eine der Wannen mit warmem Waser zu füllen wünscht & die andere mit Wasser, das entsprechend der Saison temperiert ist.«

Der Raum könne mit Marmor, mit vergoldeten Boiserien oder mit Groteskenmalerei ausgestattet sein, wobei letztere einen kleinen Raum verlange, da man sie ansonsten schlecht wahrnehmen könne: eine Forderung Blondels, die wir bereits in den winzigen Baderäumen der Renaissance in Italien umgesetzt fanden. Die Badewannen sollen in – der Form der Wanne entsprechenden – Nischen, die bis zur Hohlkehle hochreichen sollen, installiert werden. Sie sollen von *Pavillons* umschlossen werden. Damit spricht Blondel die bereits im Mittelalter gebräuchlichen Wannenbaldachine an, die man bei Bedarf verschließen kann. Im zweiten Band bildet Blondel solch einen Badewannenbaldachin ab. Die Badewanne soll aus Kupfer gefertigt werden, und außen soll man sie mir einer Farbe bemalen, die mit dem in Raum dominierenden Farbton harmoniert.

Auf die *Salle des Bains* folgt in der Enfilade liegend die *Chambre des Bains* von beinahe quadratischem Grundriß. Hier befinden sich zwei Betten zur Ruhe nach dem Bad. Zwischen denselben führt eine Tür zum Wärmeraum (*Chauffoir*), der so genannt wird, »da man hier die für den Service der *Chambre des Bains* benötigte Wäsche trocknen läßt«. Damit übernimmt dieser *Chauffoir* die Funktion, die der zusätzliche Ofen in Savots Ruheraum übernahm. Von dem Warmraum gelangt man zur einen Seite zu dem *Étuve*, in dem sich die Heizanlage (B) befindet, die der Erwärmung des Badewassers dient. Zur rechten Seite liegt ein kleiner Raum mit Nische für ein Bett. Seitlich der Nische gelangt man einerseits über eine

Passage zur *Chambre des Bains*, andererseits zu einer Abortanlage. Diese in der Enfilade liegenden *Lieux à Soupape* (WC) sind über die *Chambre des Bains* oder von der Orangerie her zugänglich. Die *Lieux à Soupape* oder »Örter der Erleichterung« sind eine luxuriöse Variante der *Retirade* oder *Lieux* mit integrierter Wasserspülung, deren Anlage und Funktion Blondel ausführlich im zweiten Band (3. Kap., S. 136ff.) beschreibt.

Im gleichen Band geht Blondel auch nochmals auf die Anlage der *Salle des Bains*, des Badezimmers, ein (3. Kap., S. 129).



93. J.F. Blondel, Ausstattung der »Salle des Bains«. Über der Wanne ist ein Baldachin angebracht, an dem der Badevorhang befestigt war.

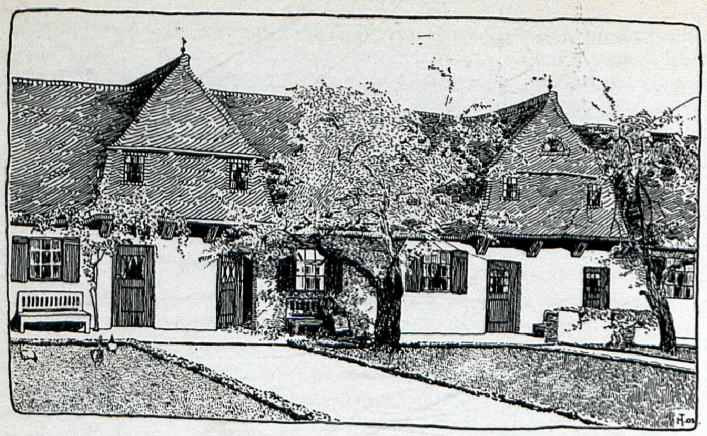
> »Zu einem vollständigen Badeappartement gehört ein Saal, in dem sich mehrere Badewannen befinden und der von einem Vorraum für die Dienerschaft begleitet wird. Ein Schlafzimmer mit einem oder mehreren Betten entsprechend der Anzahl der Badewannen schließt an. Bei diesem Raum muß die Garderobe zum Wechseln der Wäsche liegen sowie ein Abort. Hinter dem Saal muß ein kleiner Raum für den *Étuve* konstruiert werden.«

Blondel beschreibt nun genau die Art und Weise der Wasseraufbereitung. Neben dem Wasserbehälter (C) über dem Ofen (B) des *Étuve*, in dem das warme Wasser aufbereitet wird, muß ein großes Kaltwasserreservoir (F) liegen, das so hoch installiert sein muß, daß sowohl der Zufluß des Kaltwassers zu den Badewannen (A) als auch zum Warmwasserboiler gewährleistet ist. Eine Treppe (K) führt zum Warmwasserboiler hinauf.

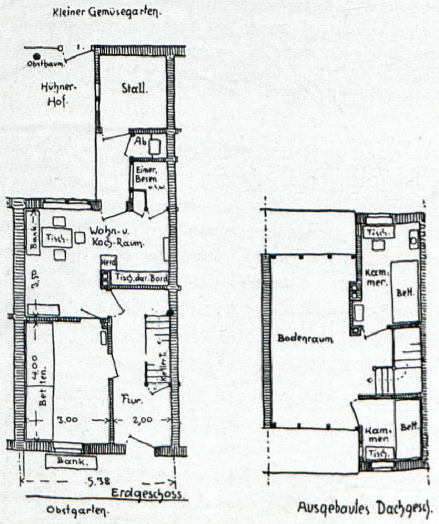
In seinen *Cours d'architecture* faßt Blondel seine Vorstellungen einer Badeanlage nochmals zusammen. In Band II (S. 405) kommt er innerhalb seines Lehrbuches am ausführlichsten auf Bäder zu sprechen. Er faßt seine Vorschläge zur Dekoration der Gemächer knapp zusammen: Im Badezimmer sei Marmor oder polierter Kalkstein für Boden und Wände zu empfehlen, da es hier immer etwas feucht sei. In den übrigen Räumen dürfe man dagegen auch Boiserie, Spiegel, Ver-

ulrika kiby, bäder und badekultur in orient und okzident, antike bis spätbarock, s236-237

TU Graz
institut für wohnbau i_W



Heinrich Tessenow:
Vier Arbeiterwohnhäuser als Reihenhäuser, 1909



nur für lehrveranstaltungszwecke der tu graz

oder ob man besser daran täte, den eigentlichen Kochraum vom Wohnraum zu trennen. Er habe beides versucht und halte die erste Lösung für die bessere. Schlafräume sind bei Tessenow sehr klein und liegen im hohen Dach, was er als wirtschaftlichste Lösung für die Anordnung dieser Räume ansieht. Seine Erwägungen zur Eingeschossigkeit sind geprägt vom Gedanken einer zu groß werdenden Grundstücksbreite. Um diese gering zu halten und damit die Anliegerkosten zu senken, gibt er der Stapelung trotz Treppe den Vorzug.
Tessenows Äußerungen zum Bad für ein kleines Haus mögen im ersten Augenblick beinahe befremdlich anmuten. Sie waren aber zeitbedingt und bis in die frühen fünfziger Jahre des 20. Jahrhunderts auch richtig. (So ergaben zum Beispiel Untersuchungen von MSA-Bergarbeitersiedlungen* in den frühen fünfziger Jahren, daß die Bäder fast durchweg anders genutzt wurden.) Heute wirkt das folgende Zitat kurios; als Marke des zurückgelegten Zivilisationsweges mag es vielleicht auch jetzt noch interessieren.

„Wir müssen schon froh sein, wenn wir Arbeiter- oder Kleinbürger-Wohnungen fertig bringen, die eine geringste, nötigste Anzahl Räume mit geringsten, nötigsten Abmessungen enthalten. Solche Wohnungen lassen dann natürlich auch nur bis zu einem gewissen bescheidenden Maße bequemes Wohnen zu; aber was kann dem Arbeiter eine große, sehr bequeme, sehr schöne Wohnung nutzen, wenn er sie nicht bezahlen kann; es wäre gewiß schön, wenn jede Arbeiterwohnung einen besonderen Baderaum hätte, und sehr viele Arbeiter würden eine solche Einrichtung auch sicher hoch bewerten; aber diesem Arbeiter werden doch heute in seiner kleinen Wohnung noch eine Reihe anderer Bequemlichkeiten wertvoller sein, die er nicht genießen kann, weil es ihm am nötigen Raum fehlt, so daß schließlich ein Baderaum in der Arbeiterwohnung nur *kurze* Zeit auch wirklich Baderaum bleibt. Denn die ganze Lebensweise des Arbeiters legt ihm doch – im allgemeinen wenigstens – eine besondere Körperpflege nicht gerade nahe. Kommt der Arbeiter dahin, daß er ganz allgemein auf das häufige Baden sehr großen Wert legt, so wird es ganz selbstverständlich sein, daß man sucht, jeder solchen kleinen Wohnung noch einen besonderen Baderaum zu geben. Heute wird aber jedenfalls das Badebedürfnis des Arbeiters einfacher, billiger durch die Einrichtung öffentlicher Badeanstalten befriedigt. Ich habe darum auch für die kleinen Wohnungen einen Baderaum nicht vorgesehen.“[3]

Betrachtet man die Grundrisse, so fallen die sehr bescheidenen Raumabmessungen sofort ins Auge; man fragt sich, ob nicht auch heute Räume so

* MSA Mutual Security Agency aus ERP (European Recovery Programme) geförderte Bergarbeiter-Großsiedlungen in Fortführung der von ECA (Economic Cooperation Administration) begonnenen Bemühungen.

nur für lehrveranstaltungszwecke der tu graz

christoph hackelsberger, plädoyer für eine befreiung des wohnens aus den zwängen sinnloser perfektion, s20-21

deutschen Kunstereignis dieses Sommers. In Münster widmen sich über 30 Künstler der Frage nach der „Funktion von Kunst im öffentlichen Raum". Feldmann hat die Münsteraner Domtoiletten von Grund auf saniert und mit großformatigen Bildern ausgestattet. Denn, so Feldmann, „ich möchte den Menschen dort ein positives, schönes Erlebnis ermöglichen." Der Effekt dürfte ein ähnlicher sein, wie der, den das erste Londoner Musterklo in der Fleet Street beim Publikum auslöste. Dort muss man in Fragen öffentlicher Hygiene zuvor Grausames gewöhnt gewesen sein.

Wer die wirklich allererste öffentliche Toilette der Geschichte konstruiert hat, wird wohl auf ewig im Dunkeln bleiben. Doch gut dokumentierte Beispiele aus längst vergangenen Tagen sind geeignet, das englische Selbstverständnis als Erfinder-Nation zu erschüttern. Bereits im Jahr 2400 v. Chr. gab es im Nordpalast von Esnunna (Mesopotamien) sieben nebeneinander liegende, in Stein gemeißelte Löcher, für die die Archäologen nur eine Erklärung haben: Hier konnte, wer musste, und das nicht allein. Auch die alten Griechen auf Kreta verfügten 600 v. Chr. über ein Etablissement, das Platz für 44 Notdürftige bot. Einzig, wie es auf den gemeinsamen Schüsseln zuging, darüber hüllen sich die zeitgenössischen Dichter leider in Schweigen.

"Hüte Dich, auf die Straße zu kacken!"

Erst mit den alten Römern rückte die Toilette ein Stück weiter ins Licht der Öffentlichkeit. Den Römern war sogar eine regelrechte Latrinenbesessenheit zu eigen, über die James Joyce mit dem zeitlichen Abstand von fast 2000 Jahren schreiben sollte: „Der Römer dagegen brachte ... jeder neuen Küste, auf die er den Fuß setzte, ... nur seine Kloakenbesessenheit. Er blickte in die Runde in seiner Toga, und er sagte: Hier ist gut sein. Lasst uns ein Wasserklosett installieren." Und zwar ein öffentliches, denn nur das war wirklich exportwürdig. Im durchschnittlichen römischen Zuhause ging es eher schlicht zu. Dort bestand das Toilettensystem aus einem Fass im Flur des Erdgeschosses, in das die Bewohner der mehrstöckigen Mietskasernen den Inhalt ihrer Nachttöpfe verfrachteten (außer sie waren es leid, jedes Mal vom sechsten Stock hinunterzulaufen, dann kippten sie einfach alles aus dem Fenster, wie der Satiriker Juvenal berichtet).



Trist waren die hygienischen Verhältnisse im Mittelalter, wie diese Buchmalerei aus dem "Decamerone" illustriert. - FOTO: AKG-IMAGES

Exkremente in einer Schüssel durchs Treppenhaus zu tragen, war einigen aber zu würdelos, und wer es sich leisten konnte, erledigte die Angelegenheit außerhäusig: Er besuchte, wenn das Geld locker saß, eine Latrine, wenn er knausern musste, die Necessaria, eine vergleichsweise einfache Einrichtung. In Pompeji waren die Pächter um Werbung nicht verlegen und schrieben mahnend an die Häuserwände: „Cacator cave malum! Aut si contempseris, habeas Jovem iratum!" – „Hüte Dich, auf die Straße zu kacken! Sonst wird Dich Jupiters Zorn treffen!"

Urin wurde besteuert

Der öffentliche Toilettengang wurde einem auch nicht schwer gemacht, denn das Netz war engmaschig. Um 400 n. Chr. gab es in Rom 144 Latrinen und 254 Necessarias, die größtenteils von einem Wassergraben unterspült waren und deren Inhalt direkt in die legendäre Cloaca Maxima floss. An lukrativen Verkehrsknotenpunkten gab es zusätzlich äußerst nützliche Pissoirs. Waren die Vasen dort voll, wurden sie von Urinsammlern abgeholt, denn die Kleidung wurde damals nicht mit Wasser, sondern mit vergammeltem Urin gewaschen (das Ammoniak löste trefflich auch den gröbsten Schmutz).

Kaiser Vespasian, der von 69 bis 79 n. Chr. in Amt und Würden war, erkannte darin eine neue Einnahmequelle und besteuerte den Urin. Das fand wiederum sein Sohn Titus eklig und schalt den Vater. Der schnupperte daraufhin an einer Urin-Steuer-Goldmünze und sagte: „Non olet" - stinkt nicht, und während von seinen Vorgängern Caligula und Nero ein fragwürdiger Charakter in Erinnerung geblieben ist, war es von Vespasian das Bild des Pinkel-Imperators. Knapp zwei Jahrtausende später hießen die kopf- und fußfreien Pissoirs in Frankreich nach dem römischen Kaiser: „Vespasiennes".

Auf der Latrine sitzend Geschäfte machen

Berühmt war Rom aber für seine Prachtlatrinen, einem Treffpunkt der gehobenen Gesellschaft. Sie verzauberten den Benutzer mit grandiosem Luxus, mit Säulen, Mosaiken, Fußbodenheizung und, wie der römische Dichter Martial berichtet, auch mit rezitierenden Dichtern. Für 50 bis 60 Menschen bot eine durchschnittliche Latrine Platz, von einem „Stillen Örtchen" konnte keine Rede sein. In den Klos des Imperiums saß man fröhlich nebeneinander, erfuhr neusten Tratsch, hier wurde das eine oder andere Geschäft

kasza, das grosse latrinum, 155 jahre öffentliche toilette, in: tagesspiegel



Latrinenkultur war überall im Imperium Romanum: antike Anlage im heutigen Libyen. - FOTO: AKG-IMAGES

abgeschlossen, und so steht zu vermuten, dass der Begriff „sein Geschäft machen" den Ursprung in der römischen Latrine hat.

Wie überall, wenn's ums Geschäft geht, gab es auch hier Schmarotzer. Martial beschrieb einen Zeitgenossen namens Vacerra, der es darauf anlegte, von Latrinen-Bekanntschaften zum Essen eingeladen zu werden. „Warum", fragte Martial, „Vacerra überall auf dem Abort die Stunden zubringt und den ganzen Tag dort sitzt?" Und gab auch gleich Antwort: „Cenaturit Vacerra, non cacaturit!" – „Essen möchte Vacerra, nicht kacken!"

Im Mittelalter war es vorbei mit der Toilettenkultur

In Not gerieten die Vacerras dieser Erde mit dem Untergang des Römischen Reiches, denn da war es mit der schönen Toilettenkultur erst mal dahin. Alles was Hochkulturen in den vergangenen Jahrtausenden aufgebaut hatten, war mit dem Mittelalter vergessen. Man hauste in zugigen Burgen, suchte den heiligen Gral und stapfte durch tiefen Schlamm. Für Körperhygiene war nicht viel Zeit, man entleerte sich dort, wo es gerade nötig war. In den Burgen gab es Abtrittswinkel, wo man sich hinhockte und sein Innerstes per Fallrohr in den Burggraben platschen ließ.

Auch in den Städten beförderte man die Fäkalien einfach per Rohr auf die Straße. Wer kein Rohr hatte, kippte alles durchs Fenster. In Frankreich erging deshalb die rührend hilflose Anordnung, in Zukunft drei Mal „Gardez l'eau" zu rufen, bevor der Inhalt des Nachttopfs nach draußen flog. So oder so, auf den Straßen stank es erbärmlich.

In einer zivilisatorisch dermaßen fragwürdigen Umgebung die Menschen von der Notwendigkeit zu überzeugen, im großen Stil öffentliche Toiletten zu etablieren, war ein schwieriges Unterfangen. Ab und an findet man in der mittelalterlichen Geschichte dennoch Berichte über öffentliche Bedürfnisanstalten. In Frankfurt hatte es 1348 eine gegeben (dort war auch von einer Frau Hilla, ihres Zeichens „Schizhusfegerin", die Rede), in London 1383, und in Basel 1455 – aber sie waren nicht mehr als Fähnchen im Wind des mittelalterlichen Zeitgeistes, und Mal um Mal wurde sie von ihm fortgeweht.

In Versailles gab es 2000 Zimmer und nur ein Klo

Der Übergang zur Neuzeit gestaltete sich fließend, denn selbst am so erhabenen Hof von Ludwig XIV. gab es zwar 2000 Zimmer, aber nur ein einziges stationäres Klo. Man benutzte stattdessen so genannte Kackstühle, und der König selbst machte es zur Tugend, Empfänge auf einem besonders schicken Exemplar sitzend abzuhalten. Zu den pompösen Festen nach Versailles kamen gut und gerne 10.000 Gäste auf einen Schlag, die sich in den Königlichen Gärten zu erleichtern pflegten. Noch 1764 klagte ein Zeitgenosse: „Beim Geruch des Parks und der Gärten des Schlosses wird einem übel." Diese absolutistische Sauerei wurde 1789 von der Revolution hinweggefegt. Fortan sollte gelten: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit – auch auf der Toilette. Eine Hand voll öffentlicher Klos wurde aufgestellt. Ihre Zahl war indes überschaubar: 1820 gab es in Paris ganze acht Stück.

Langsam sorgte auch das zunehmendes Schamgefühl für skurrile Auswüchse. Unabhängig voneinander gab es um das Jahr 1800 herum auf den Straßen in verschiedenen europäischen Städten menschliche Dixi-Klos, denen die Toilettenwissenschaft den schönen Namen „mobile Abtrittsanbieter" gab. Deren Arbeitsutensilien bestanden aus zwei Eimern und einem wallenden Mantel. Wenn nun jemand musste, warf der Klomann gegen einen kleinen Obolus den Mantel um des Kunden Hals, der sich dann in die Eimer entleeren konnte. Diese schöne Tradition weist auf eine Änderung in Sachen Schamgefühl: Es ging – ganz entgegen der antiken Tradition – darum, nicht mehr gesehen zu werden, den entblößten Körper zu verdecken.

Großbritannien, die führende Klo-Nation

Doch erst mit der Industrialisierung und neuen Erkenntnissen zur Hygiene erlebte die öffentliche Toilette eine wirkliche Renaissance. Und so führt dieser Exkurs durch fünf Jahrtausende zurück auf die britische Insel. Schon Ende des 16. Jahrhunderts hatte Sir John Harington so lange getüftelt, bis er das erste pumpenbetriebene Wasserklosett präsentieren konnte. Das zeigte er stolz seiner Tante Königin Elisabeth I., die aber ob dieser Idee pikiert reagierte. Harington fiel in Ungnade. Erst 1775 meldete dann Alexander Cumming das Patent für das erste Water Closet (WC) mit Geruchsverschluss an – mit dem legendären, bis heute verwendeten doppelt gebogenen Abflussrohr.

Wahrscheinlich fühlen sich die Briten auch wegen dieser Erfindung als führende Klo-

kasza, das grosse latrinum, 155 jahre öffentliche toilette, in: tagesspiegel

cafe achteck

Wie Gilbreth und Meyer hatte Margarete Schütte-Lihotzky sorgfältig zahlreiche Bewegungsabläufe studiert und mit der Stoppuhr Handgriffe und Schritte gemessen, um in Anlehnung an das Taylorsystem die bestmögliche Anordnung der Funktionsbereiche zu finden.[449] Innovativ war ihre Lösung zur Entsorgung der Küchenabfälle und die effiziente Gestaltung der Arbeitsflächen.[450] Die Höhe der Einbauschränke betrug nur 1,87 m, damit eine durchschnittlich große Frau noch an die oberen Regale gelangen konnte. Ganz im Zeichen der Zeit sollte die Küche nach den neuesten wissenschaftlichen Erkenntnissen effizient und hygienisch gestaltet werden. Als sie herausfand, daß man erforscht hatte, daß Fliegen blaue Farbflächen meiden, ließ sie „alle Küchen blau streichen. Auch meine Küche in Frankfurt war blau gestrichen. Ich kann Ihnen bestätigen – es ist keine Fliege draufgekommen. Fliegen waren damals als Überträger von Krankheiten ein großes Problem."[451]

Taylorismus zu Hause

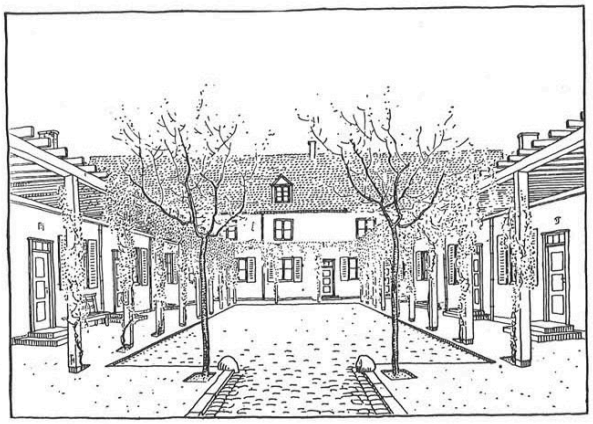
Die medizinischen Erkenntnisse, die Schmutz als Träger von Keimen und Bakterien und damit als potentielle Gesundheitsgefahr entlarvt hatten, führten seit dem 19. Jahrhundert zu einem stetig wachsenden Hygienebewußtsein, das durch die Medien massiv geschürt wurde. Die Küche und das neu entstandene Badezimmer waren die Räume, die am stärksten auf den Körper bezogen waren und seit jeher mit allerlei positiven wie auch negativen Gerüchen behaftet waren. Sie wurden nun zu jenen Räumen, in denen der größte Wert auf Sauberkeit gelegt wurde, zumal hier auch der meiste Abfall und Schmutz produziert wurde.[452] Ein schlechter Geruch wurde mit Krankheit, Armut und sonstigem Übel verbunden und daher eine hohe Kultur synonym mit dem Ausschluß verschiedener Sinneserfahrungen gesetzt.[453]

In der starken Hinwendung zur Reinlichkeit und der Verachtung von Gerüchen sah Freud wesentliche Kulturansprüche, jedoch keine Lebensnotwendigkeit.[454] Allerdings müßte dieser Kulturanspruch relativ jung sein, denn Freud ging nicht darauf ein, daß kaum hundert Jahre zuvor noch ganz andere Standards gegolten hatten und daß der französische Sonnenkönig Louis XIV. wahrscheinlich nur einmal in seinem Leben, und zwar anno 1665, gebadet hatte, wie aus der Dokumentation seiner Leibärzte hervorgeht. Dieser beschränkte sich darauf, jeden zweiten Tag einmal das Gesicht mit einem weingeistgetränkten Tuch abzuwischen. Sein Bruder dürfte die gleiche Einstellung zu Wasser gehabt haben, dennoch schrieb der Herzog von Saint-Simon über ihn: „Monsieur benutzte alle möglichen Parfums und war in allem die Reinlichkeit selbst."[455] Aus heutiger Sicht wirkt es auch befremdlich, daß sich Louis XIV. nicht scheute, offizielle Gäste zu empfangen, während er auf der Toilette saß. Im Kontrast dazu gelten Toilette und Badezimmer heute den meisten westlichen Kulturen als die privatesten Räume innerhalb der Wohnung. Hält sich hier ein Individuum auf, gilt es als Tabu einzutreten, selbst wenn der Raum nicht abgeschlossen ist.

Es scheint sogar, daß das Badezimmer in der Moderne zum Vorbild für funktionalistisches Design wurde, da seine Funktionen offenbar allein durch die physischen Aktionen des menschlichen Körpers determiniert wurden. Im Hygienetrend sah Adolf Loos einen wichtigen Kulturbeitrag, den er vor allem den Angelsachsen zuschrieb. Er verwies sogar auf die Bedeutung des Badezimmers im globalen wirtschaftlichen Wettstreit: „Denn nur jenes volk kann wirtschaftlich mit den Engländern gleichen schritt halten, das diesen im wasserverbrauche nahekommt; nur jenes volk ist berufen, die weltherrschaft von den Engländern zu übernehmen, das diese im wasserverbrauche übertreffen wird ... Die hebung des wasserverbrauches ist eine der dringendsten Kulturaufgaben."[456]

Nach der Meinung von Ellen Lupton und J. Abbott Miller war der Aufstieg von Badezimmer und Küche die direkte Antwort auf die neue Konsumkultur. Sie verwiesen darauf, daß das Badezimmer vor dem 19. Jahrhundert gar nicht als ein eigenständiger Raum existierte, sondern daß man üblicherweise bei Bedarf tragbare Wannen oder Waschschüsseln in Schlafzimmer oder Küche aufgestellt hatte.[457] Die Modernisierung dieser Räume brachte eine enorme Arbeitserleichterung mit sich. Hatte man früher das Wasser noch mühsam mit einem Eimer ins Haus tragen müssen, so brachten die neuen Wasserleitungen bequem das frische Wasser in Bad und Küche und spülten die Abfälle ebenso schnell wieder fort. Doch trotz der massiv erleichterten Arbeit für das Individuum brachten diese Neuerungen keine Zeitersparnis hinsichtlich der Tätigkeiten des Waschens und Putzens mit sich, denn gleichzeitig erfolgte die systematische Erziehung der Hausfrauen zur Hygiene.

Neben der sinnvolleren Anordnung der Kücheneinrichtung nahm die Zahl der elektrischen Haushaltsgeräte in den 1920er und 1930er Jahren sprunghaft zu. Die Elektrizität ermöglichte eine Vielzahl von Geräten, um die menschliche Arbeitskraft zu ersetzen. Gleichzeitig waren Dienstboten auch so teuer geworden, daß sich viele Haushalte keine mehr leisten konnten und von daher gerne auf die neuen Geräte zurückgriffen. Die Elektroindustrie in den Vereinigten Staaten stellte nicht nur die Endgeräte her, sondern lieferte passend dazu selber den



Architektonisch richtungsweisend: Heinrich Tessenows Entwurf für „Einfamilien-Kleinhäuser" der Gartenstadt-genossenschaft „Hohensalza" (Posen)

eine organisatorische Zusammenfassung (Schaffung von Großgenossenschaften mit Ortsgruppen) folgen sollte. Diese Konzentrationstendenz fördere zukünftigen sozialistischen Zentralismus:, *„. . . geschlossene Siedlungen größeren Umfangs entfernen den einzelnen nicht von der Gewerkschaft und der Partei, sondern ermöglichen den engsten Zusammenschluß".*[1] Auch die Idee eines *Generalsiedlungsplans* wurde wieder aufgenommen, diesmal aber vom Verband selbst. Dieser setzte am sozialdemokratischen Parteitag 1923 durch, daß *„in Gemeinden mit proletarischen Majoritäten die gesamte Bautätigkeit nach einem einheitlichen Plan unter Rücksichtnahme auf die proletarischen Organisationen gestaltet werde".*[2] Der Verband schlug daher der Gemeinde Wien vor, selbst (!) einen Bebauungsplan auszuarbeiten und berief dazu die Architekten Behrens, Loos, Frank, Hoffmann und Strnad. Bei der organisierten Architektenschaft löste diese Vorgangsweise allerdings heftigen Protest aus, sodaß man sich darauf beschränken mußte, *„Leitlinien für Wiens Stadterweiterung"* vorzulegen. Ein detaillierter Bebauungsplan wurde nicht erarbeitet.[3]

Zu den Architekten, die den Wiener Siedlungsbau unmittelbar beeinflußten, gehört *ADOLF LOOS*. Seine Auseinandersetzung mit den Problemen billiger Arbeiterwohnhäuser zieht sich über viele Jahre hin, erhält aber durch den Beschluß der Gemeinde Wien zum Bau kommunaler Wohnanlagen neuen Auftrieb. Loos wird 1921 zum Chefarchitekten des Siedlungsamtes berufen und kann in der Folge zumindest zwei Siedlungen (Lainzer Tiergarten und Heuberg) realisieren. An anderen Planungen (Hirschstetten, Süd-Ost) ist er beteiligt.[4]

„Wie soll nun das siedlungshaus aussehen?

Wir wollen vom garten ausgehen. Der garten ist das primäre, das haus ist das sekundäre. Der garten wird natürlich der modernste garten sein. Er muß möglichst klein sein, 200 m² sind wohl das äußerste, was ein siedler bebauen kann. Wenn der garten nur 150 m² groß ist, um so besser, denn je größer der garten ist, desto unrationeller und unmoderner werden die methoden sein, mit denen der mann ihn bearbeitet; je kleiner der garten, desto wirtschaftlicher und moderner wird er bearbeitet werden. Der große garten ist der feind jedes fortschrittes im gartenbau. Einwendungen der siedler, wie: „ja, ich brauche gras für meine ziege", „ich brauche kartoffel", darf es nicht geben. Gras hat jeder einzukaufen. Auch kartoffel hat man zu kaufen, denn kartoffel erfordern für die ernte ein ganzes jahr, und dann gibt es nicht die notwendigen mehrmaligen ernten im siedlergarten innerhalb eines jahres. Je rationeller bebaut wird, desto häufiger wird geerntet. Wir müssen es in unserem klima auf zehn bis vierzehn ernten im jahre bringen, und sie können sich wohl vorstellen, welche gewaltige arbeit das erfordert. Vom klima und von der erde, vom terrain selbst ist der siedler nicht abhängig. Ein großes wort des gärtnerischen reformators Leberecht Migge in Bremen lautet: ‚Boden und klima bereitet sich der gärtner selbst.'"[1]

„Das siedlerhaus hat vom garten aus entworfen zu werden, denn, vergessen wir es nicht: der garten ist das primäre, das haus das sekundäre.

Fragen wir uns zuerst, welche räume solch ein haus haben muß.

Vor allem andern einen abort mit dungverwertung. Ein wasserklosett darf es im siedlungshaus nicht geben, denn die abfallstoffe des ganzen hauses samt den menschlichen fäkalien sind notwendig für die bodenbereitung. Da ist es wichtig, daß man eine art tonnensystem oder kübelsystem hat, auf keinen fall eine große düngergrube. Das darf es nicht geben, das wäre sehr antisozial. Wenn eine solche grube nur jedes halbe jahr einmal ausgeleert wird, dann können sie sich vorstellen, welch gewaltiger gestank da entsteht, den nicht nur der grubenbesitzer selbst, sondern die ganze siedlung zu ertragen hat. Wenn heute der eine, morgen der andere siedler solch eine grube entleert, dann kommt die arme siedlung aus dem gestank nicht heraus. Nein, der kübel ist täglich auf den jüngsten komposthaufen zu entleeren und dieser dann umzuschaufeln. Das macht die ganze siedlung geruchlos. Es sind drei komposthaufen anzulegen. Der komposthaufen soll ein jahr daliegen, um ganz durchgären zu können. Der kübel darf nie direkt auf das arme gemüse gebracht werden. Das riecht man besonders beim blumenkohl sehr stark.

Dieser abort darf daher auf keinen fall innerhalb des hauses angeordnet werden. Es gibt leider noch kein deutsches, wohl aber ein englisches gesetz, das verbietet, daß der abort vom hausinnern betreten werden kann. Er darf im grundriß des hauses liegen, aber die tür muß ins freie führen."[2]

In einer Erläuterung zum Bebauungsplan für die Siedlung Friedensstadt stellte Loos seine Entwurfsprinzipien dar:

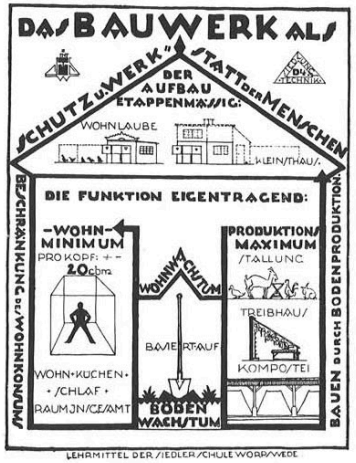
„Über den Verbauungsplan.

Die Idee, ein malerisches Ortsbild zu schaffen, wurde absichtlich aufgegeben. Meine Richtlinien waren:

1. Ökonomie in der Anlage,

2. praktische Anordnung der Gärten in bezug auf den Gemüsebau,

3. leichte Erreichbarkeit vom Tiergarteneingang.



Das Gelände wird durch eine breite, gerade Allee, die von Osten nach Westen führt, in zwei Teile zerschnitten. Aus ökonomischen Gründen wurde diese bestehende Straße, die einen guten, allerdings verwahrlosten Unterbau besitzt, nicht aufgegeben, sondern im Bebauungsplan benützt. Um den Waldcharakter zu wahren, hat man die Anordnung getroffen, nördlich der Straße 40 Meter, südlich 20 Meter Wald stehen zu lassen, so daß die Häuser durch das Laub der Bäume durchschimmern würden. Überdies soll manchmal die Häuserreihe zurückgesetzt werden, um die Monotonie einer durchgehenden Häuserzeile, die durch häufige Eckhäuseranordnungen geteilt werden soll, zu mildern. Bei der Länge der Allee war es mir klar, daß eine Unterbrechung dieser Straße ein ästhetisches Erfordernis ist. Es sollte ein Ziel geschaffen werden, das die Waldstraße zum Abschluß bringt. In der Achse wurde daher ein hohes Gebäude mit turmartigem Charakter projektiert. Daß dieses Gebäude am besten dorthin verlegt wird, wo sich der höchste Punkt der Straße befindet, ist natürlich. (Die Straße, die sanft ansteigt, senkt sich im letzten Fünftel nach der großen Wiese.) In der Nähe dieses Punktes befindet sich der untere Teich.

1) AZ, 17. 6. 1922
2) Max Ermers, in: Der Tag, 25. 11. 1923
3) a. a. O.
4) Rukschcio/Schachel, 1983, 258 ff.; Worbs, 1982, 5 ff.

1) Loos, 1924, 188
2) Loos, 1924, 191 f.

nur für lehrveranstaltungszwecke der tu graz

nur für lehrveranstaltungszwecke der tu graz

novy k., förster w.: einfach bauen,...wien 1985, s66-67

Deckenlampen oder von Leuchtern angeboten, die sich in japanische Interieurs einfügen. Dennoch finde ich keinen Gefallen daran. So suchte ich bei Antiquitätenhändlern altertümliche Petrollampen, Nachtlaternen und Kopfkissenlampen zusammen und stattete sie mit Glühbirnen aus. Besonderes Kopfzerbrechen aber bereitete mir das Entwerfen der Heizung. Denn unter all dem, was die Bezeichnung «Ofen» trägt, gibt es keine einzige zu japanischen Räumen passende Form. Der Gasofen erzeugt überdies ein lästig zischendes Geräusch, und man bekommt bald Kopfweh davon, wenn er nicht mit einem Abzugsrohr versehen wird. Der elektrische Ofen gilt zwar in dieser Hinsicht als ideal, aber seine Form ist ebenso unansehnlich. Ein Ausweg besteht darin, daß man Heizkörper, wie sie in der Straßenbahn verwendet werden, unter einem tiefen Regal anbringt. Doch es kommt keine winterliche Stimmung auf, wenn die Röte des Feuers unsichtbar bleibt, und das ist auch dem Zusammensitzen im trauten Familienkreis abträglich. Nach mancherlei Überlegungen ließ ich eine große zentrale Herdstelle einbauen, wie man sie in Bauernhäusern findet, und versah sie mit «elektrischen Kohlen». Diese Einrichtung eignet sich sowohl zum Wasserkochen wie zum Heizen des Zimmers, und wenn man von den erhöhten Kosten absieht, darf man sie auch vom Stil her als einen Erfolg verbuchen. Während ich für die Heizung also eine passable Lösung fand, brachten mich als nächstes das Badezimmer und die Toilette in Verlegenheit. Der Besitzer des Kairaku-en hat eine Ab-

neigung dagegen, Badewannen und Waschgelegenheiten mit Fliesen auszulegen, und er hält die Badezimmer für die Gäste in reiner Holzausstattung; aber es braucht nicht gesagt zu werden, daß von der Wirtschaftlichkeit und vom praktischen Gebrauch her Fliesen unendlich überlegen sind. Braucht man allerdings für die Decke, die Pfeiler, die Täfelung ein schönes japanisches Holz und legt man nur einen Teil mit jenen grellen Fliesen aus, so harmoniert das sehr schlecht miteinander. Solange der Raum neu ist, mag es noch angehen. Aber wenn nach Jahren die geschmackvolle Maserung auf Brettern und Pfeilern hervortritt und nur die Fliesen weiß glitzern und gleißen, so sieht es wirklich aus, als habe man Holz zu Bambus gefügt (d.h. Unvereinbares miteinander verbunden; Anm. d. Übers.). Beim Bad nimmt man es vielleicht in Kauf, die praktischen Aspekte in einem gewissen Grad der Liebhaberei zu opfern; bei der Toilette hingegen ergeben sich Probleme, die nochmals um einen Grad heikler sind.

Jedesmal, wenn ich in Kyoto oder Nara einen Tempel besuche und dort zu einem althergebrachten, dämmerigen, tadellos sauberen Abort gewiesen werde, kommen mir die Vorzüge der japanischen Architektur so richtig zum Bewußtsein. Ein Teeraum ist gewiß ein sehr ansprechender Ort, aber noch mehr ist der Abort japanischen Stils so konzipiert, daß der Geist im wahr-

tanizaki jun'ichiro: lob des schattens, so8-09

sten Sinn Ruhe findet. Solche Örtchen stehen immer vom Hauptgebäude getrennt im Schatten eines Gebüschs, wo einem der Geruch von grünem Laub und Moos entgegenkommt; sie sind mit dem Haus durch einen gedeckten Gang verbunden, und wenn man in ihrem Halbdunkel kauert und, vom matthellen Widerschein der *shōji* beschienen, sich seinen Träumereien hingibt oder den Garten vor dem Fenster betrachtet, so ist das ein ganz unbeschreibliches Gefühl. Meister Sōseki* soll den allmorgendlichen Toilettenbesuch zu den Annehmlichkeiten des Lebens gerechnet haben, indem er bemerkte, es handle sich in erster Linie um ein physiologisches Wohlgefühl. Es dürfte kaum einen Ort geben, wo man dieses Wohlgefühl deutlicher empfindet, als den japanischen Abort, der von ruhigen Wänden und feiner Holzmaserung umgeben ist, der den Blick auf die Farben des blauen Himmels und des grünen Laubwerks freigibt. Und dazu gehört unabdingbar – ich sage es noch einmal – ein gewisses Halbdunkel, gründliche Sauberkeit und eine Stille, die selbst das Summen einer Mücke zum Ohr dringen läßt. Ich liebe es, auf einem solchen Örtchen dem sanften Rieseln des Regens zu lauschen. Besonders im Kantō-Gebiet haben die Aborte am Boden ein schmales, langes Fenster zum Auskehren des Staubs; von da her hört man den leisen Aufprall der vom Vordach oder den Baumblättern herabfallenden Tropfen noch näher, wie sie etwa das Fundament einer Steinlaterne waschen oder das Moos auf den Schrittsteinen anfeuchten, bevor die Erde sie aufsaugt.

In der Tat, es gibt keinen geeigneteren Ort, um das Zirpen der Insekten, den Gesang der Vögel, eine Mondnacht, überhaupt die vergängliche Schönheit der Dinge zu jeder der vier Jahreszeiten auf sich wirken zu lassen, und vermutlich sind die alten Haiku-Dichter ebenda auf zahllose Motive gestoßen. So könnte man nicht ohne Grund behaupten, die japanische Architektur habe hier ihren raffiniertesten Ausdruck gefunden. Unsere Vorfahren, die die Gabe hatten, alles zu poetisieren, machten aus dem an sich unsaubersten Teil des Hauses einen Ort des guten Geschmacks, verbanden ihn mit den Schönheiten der Natur und umgaben ihn mit einer Aura von liebenswerten Assoziationen. Verglichen mit der Einstellung der Abendländer, die den Ort von Grund auf als unrein behandeln und sich sogar scheuen, in der Öffentlichkeit davon zu sprechen, ist die unsere viel weiser und erreicht ein Höchstes an geschmacklichem Raffinement. Ein Nachteil, falls man unbedingt einen solchen nennen will, ist allenfalls in der Entfernung vom Hauptgebäude zu sehen, was das Hingehen während der Nacht erschwert und besonders im Winter Erkältungsgefahr in sich birgt; aber da nach einem Ausspruch von Saitō Ryoku'u* «guter Geschmack eine kalte Sache» ist, so fühlt man sich wohler, wenn an einem solchen Ort die gleiche Kälte wie in der Umgebung draußen herrscht. Es ist höchst unangenehm, wenn sich in den westlichen Toiletten der Hotels die warme Luft der Zentralheizung ausbreitet. Jedem Liebhaber des architektonischen Teehaus-Stils dürfte

für lehrveranstaltungszwecke der tu graz

tanizaki jun'ichiro: lob des schattens, s10-11

velangt.« Daher sei es gewöhnlich in den unteren Etagen anzulegen. Das Baden verlange Einsamkeit (»solitude«), was bedinge, daß der Badeflügel abseits des Schlosses liegen solle. Nun beschreibt der Architekt den Grundriß seines idealen Badeanlagenentwurfs. Zugang wird von der Orangerie her gewährt. Zunächst gelangt man »in einen runden Raum, der als Vorzimmer zur *Salle des Bains* dient. Ich habe in einer seiner Ecken eine Treppe [A] eingetragen, die zum Dach hinaufführt…«. Dem Eingang gegenüber führt eine Tür zur *Salle des Bains*, eine weitere Tür gewährt Zugang zum *Étuve*.

> »Die *Salle des Bains* ist groß genug, um dort zwei Badewannen aufzustellen [Anm. *: wie dies im Schloß von Saint Cloud der Fall ist]. Man sieht es selten, daß es nur eine gibt; sei es, daß zwei Personen sich gegenseitig Gesellschaft leisten und sich miteinander amüsieren in ihrer Einsamkeit (›solitude‹), sei es, daß solche Gemächer dadurch ihre Symmetrie wahren oder daß man eine der Wannen mit warmem Waser zu füllen wünscht & die andere mit Wasser, das entsprechend der Saison temperiert ist.«

Der Raum könne mit Marmor, mit vergoldeten Boiserien oder mit Groteskenmalerei ausgestattet sein, wobei letztere einen kleinen Raum verlange, da man sie ansonsten schlecht wahrnehmen könne: eine Forderung Blondels, die wir bereits in den winzigen Baderäumen der Renaissance in Italien umgesetzt fanden. Die Badewannen sollen in – der Form der Wanne entsprechenden – Nischen, die bis zur Hohlkehle hochreichen sollen, installiert werden. Sie sollen von *Pavillons* umschlossen werden. Damit spricht Blondel die bereits im Mittelalter gebräuchlichen Wannenbaldachine an, die man bei Bedarf verschließen kann. Im zweiten Band bildet Blondel solch einen Badewannenbaldachin ab. Die Badewanne soll aus Kupfer gefertigt werden, und außen soll man sie mir einer Farbe bemalen, die mit dem in Raum dominierenden Farbton harmoniert.

Auf die *Salle des Bains* folgt in der Enfilade liegend die *Chambre des Bains* von beinahe quadratischem Grundriß. Hier befinden sich zwei Betten zur Ruhe nach dem Bad. Zwischen denselben führt eine Tür zum Wärmeraum (*Chauffoir*), der so genannt wird, »da man hier die für den Service der *Chambre des Bains* benötigte Wäsche trocknen läßt«. Damit übernimmt dieser *Chauffoir* die Funktion, die der zusätzliche Ofen in Savots Ruheraum übernahm. Von dem Warmraum gelangt man zur einen Seite zu dem *Étuve*, in dem sich die Heizanlage (B) befindet, die der Erwärmung des Badewassers dient. Zur rechten Seite liegt ein kleiner Raum mit Nische für ein Bett. Seitlich der Nische gelangt man einerseits über eine

Passage zur *Chambre des Bains*, andererseits zu einer Abortanlage. Diese in der Enfilade liegenden *Lieux à Soupape* (WC) sind über die *Chambre des Bains* oder von der Orangerie her zugänglich. Die *Lieux à Soupape* oder »Örter der Erleichterung« sind eine luxuriöse Variante der *Retirade* oder *Lieux* mit integrierter Wasserspülung, deren Anlage und Funktion Blondel ausführlich im zweiten Band (3. Kap., S. 136ff.) beschreibt.

Im gleichen Band geht Blondel auch nochmals auf die Anlage der *Salle des Bains*, des Badezimmers, ein (3. Kap., S. 129).



93. J.F. Blondel, Ausstattung der »Salle des Bains«. Über der Wanne ist ein Baldachin angebracht, an dem der Badevorhang befestigt war.

> »Zu einem vollständigen Badeappartement gehört ein Saal, in dem sich mehrere Badewannen befinden und der von einem Vorraum für die Dienerschaft begleitet wird. Ein Schlafzimmer mit einem oder mehreren Betten entsprechend der Anzahl der Badewannen schließt an. Bei diesem Raum muß die Garderobe zum Wechseln der Wäsche liegen sowie ein Abort. Hinter dem Saal muß ein kleiner Raum für den *Étuve* konstruiert werden.«

Blondel beschreibt nun genau die Art und Weise der Wasseraufbereitung. Neben dem Wasserbehälter (C) über dem Ofen (B) des *Étuve*, in dem das warme Wasser aufbereitet wird, muß ein großes Kaltwasserreservoir (F) liegen, das so hoch installiert sein muß, daß sowohl der Zufluß des Kaltwassers zu den Badewannen (A) als auch zum Warmwasserboiler gewährleistet ist. Eine Treppe (K) führt zum Warmwasserboiler hinauf.

In seinen *Cours d'architecture* faßt Blondel seine Vorstellungen einer Badeanlage nochmals zusammen. In Band II (S. 405) kommt er innerhalb seines Lehrbuches am ausführlichsten auf Bäder zu sprechen. Er faßt seine Vorschläge zur Dekoration der Gemächer knapp zusammen: Im Badezimmer sei Marmor oder polierter Kalkstein für Boden und Wände zu empfehlen, da es hier immer etwas feucht sei. In den übrigen Räumen dürfe man dagegen auch Boiserie, Spiegel, Ver-

ulrika kiby, bäder und badekultur in orient und okzident, antike bis spätbarock, s236-237

TU Graz
institut für wohnbau i_W